



LA 2894

1

✓ B

R 54



Ch. Sambach del.

Cl. Köhl sc. N.

GESCHICHTE

D E S

ESTEVANILLE GONZALEZ

MIT DEM ZUNAHMEN

D E S L U S T I G E N.

Le Sage.



ERSTER THEIL.

W i e n ,

gedruckt und verlegt von Ignaz Alberti.

1791.

1771



ÜBER
LE S A G E S
L E B E N.

Der Autor, der bloß Autor ist, spielt in der großen Welt immer eine unbedeutende Rolle; eben so auch in der kleinern, in der literarischen, wenn er nicht zu Professorgriffen, Sectirereyen, und Cabalen à la seine Zuflucht nimmt, Le Sage war weder mehr als Autor, noch liebte er gelehrte Charlatanerie; mithin war sein Leben leer an großen Ereignissen, wie man's wohl zu nennen pflegt. Anekdoten von ihm aufzutreiben, welche ihn von Seiten seines Geistes und Herzens genau charakterisiren, und wovon sich die Leser für den Abgang an jenen hinlänglich entschädigen könnten, ist mir, so anekdotenfuch-

tig seine Landsleute auch sind, nicht möglich gewesen. An genauen, unbefangenen, kurz an philosophischen Beobachtern grosser Männer in Handlungen, worin alle Tünche nothwendig abfallen muß, worin sie ganz in ihrem Hellen, oder in ihrem Dunkeln sich darstellen, hat es von je her gefehlt. Sonach bin ich nicht im Stande, meinen Lesern mehr vorzulegen, als eine dürre Autobiographie des gewöhnlichen Schlages: er ward geboren, freyte, darbt, und starb.

Seine Lebensumstände so wohl, als die Nachrichten von seinen Schriften, sind aus der französischen Romanenbibliothek *) gezogen, weil ich sie nirgends vollständiger finden können; einige unbehörige, weder auf den Autor noch seine Werke mehreres Licht werfende Kleinigkeiten hab' ich daraus weggelassen. Ob ich gleich keinen

*) Juillet 1776. Second volume p. 103 — 133.

Grenzstein zur Bezeichnung des Sein und Mein gesetzt, denk' ich, soll man doch gleich merken, was dem Franzosen gehört, und was mir. Völlig so, wie ichs gewünscht, hab' ich bey Entstehung mehrerer Materialien, die ich gewiss noch aufzutreiben verhofft, diese Nachrichten nicht geben können; allein dem Geber nach besten Vermögen verzeiht man auch die mindre Gabe.

Alain René Le Sage ward gegen das Jahr 1667 in Niederbretagne geboren; mit gründlichen Kenntnissen versehen, kam er im fünf und zwanzigsten Jahre seines Alters nach Paris, woselbst er sich an den Abbé de Lionne, den Sohn des Ministers dieses Namens, fest ankettete. Da dieser Herr ansehnliche Pfründen zu vergeben hatte, würd' er dem Le Sage gar leicht fortgeholfen haben, wenn er die geistliche Bahn hätte betreten wollen; dazu hatte er aber nicht den mindesten Trieb: er fühlte bloß Hang zum Romanen-

und Komödienmachen in sich; was er in beyden Gattungen lieferte, erhielt nicht wenig Beyfall.

Nach einigen Jahren seines Aufenthalts zu Paris verliebte er sich in die Tochter eines Tischers. Den Vater zu überzeugen, daß ein Mann, der Witz und Talente genug besaß, Vergnügungsschriften zu verfertigen, ein Mann von vielem Verdienste sey, war äußerst schwer; noch saurer aber ward's ihm, den Anverwandten seiner Geliebten begreiflich zu machen, daß das Autorhandwerk nicht unergiebig sey. Seine Beredtsamkeit wäre nicht durchgedrungen, hätte der Abbé ihr nicht dadurch Nachdruck gegeben, daß er ihm eine Pension von 600 Livres aussetzte, deren er aber nur bis zum Tode des Abbé's genoß, welcher 1721 erfolgte.

Dieser sein Beschützer war's, der ihn antrieb, das Spanische zu lernen, und die anmuthigsten Romane dieser Nation zu übersetzen, oder viel-

mehr sich deren Hauptideen und Costums zu bemächtigen, und sie in seine Sprache überzutragen. Le Sage that dieß aufs meisterhafteste; und entfernte sich nie von seinen Mustern, als wenn er mehr Wahrscheinlichkeit hinein bringen, Wildheiten ausrotten konnte, ohne dabey das eigentliche Gepräge des Originals im mindesten zu verrücken, oder das Interesse zu schwächen.

Sein Leben war eben so einförmig, als behaglich, ja letzteres selbst nach dem Verluste seiner Pension. Bey vielem Geist' und Geschmacke war er sanft und gefällig, und überließ denen, die auf ihn eifersüchtig zu seyn Ursache hatten, recht gern den Ruhm, mehrere Einbildungskraft, und mehr poetische Talente zu besitzen; und dadurch söhnte er sich aufs völligste mit ihnen aus.

So sehr Freund der Schauspielkunst er war, so erklärter Feind war er von den Schauspielern, die durch ihren zügellosen Wandel, und durch

ihre Patzigkeiten, (wodurch sie damahls dem Mangel an Verdiensten abzuhelfen, und *bon gré mal gré* Ruhm zu erwerben suchten *), sich die Geißel mit grossem Recht zuzogen, die er ihnen im Gil

*) In der letzten Dekade dieses Jahrhunderts haben die französischen Schauspieler den Ton wieder aufzubringen möglichstes Fleisses gestrebt; allein Mercier, die Verfasser des Pariser Theaterjournals, und andere wackere Vertheidiger der Gerechtsame des Publicums, haben ihn wieder herab zu stimmen, und die Bramarbasirer in ihre Pflicht zurück zu scheuchen gewußt. Einige deutsche Schauspieler beginnen seit kurzem die nämlichen Noten anzuschlagen, und beginnen es auf eine solche Art, daß sie männiglich an Meister Langohr gemahnen, wie er die Laute spielen wollte. Ob die Herren denn glauben, daß keine Merciers unter uns aufstehen, und sie in ihre Schranken zurück weisen können? Daß sie es auch volles Ernstes werden, wenn das Unwesen ferner um sich greifen sollte?

Blas so aus voller Macht ertheilt. Es mußte ihn daher nicht wenig schmerzen, als er seinen ältesten Sohn diesen Stand ergreifen sah. Doch dieser Schmerz war nicht von langer Dauer; er war Zeuge des großen Beyfalls, den selbigem das Publicum gewährte, fand, daß er ihn verdiente, ward in kurzem völlig überführt, daß Montmesny (unter diesem Nahmen war sein Sohn auf's Theater gegangen) Trotz seines Metjes, einer der wackersten und bescheidensten Männer war; deshalb verzieh er ihm, und billigte sogar seine Heirath mit einem grundwackern aber vermögenlosen Mädchen.

Obgleich alle seine Werke kritisch und satyrisch sind; so beleidigte er doch darin niemand gerade zu; wenigstens wagte es keiner seiner Landsleute sich das anzumassen, was er von dem oder jenem Spanier sagte; weit klüger hierin, als die Landsleute unsers braven Rabeners, die ihm grim-

mig auf den Hals fuhren, weil sie sich in den Gekengemälden wieder fanden, zu welchen er alle Farben von römischen Meistern entlehnt hatte.

Stocktaub, und fünf und siebenzig Jahre auf seinen Schultern, sicherte sich Le Sage 1742 sammt seiner Frau und einer Tochter, die ihn nicht hatten verlassen wollen, bey seinem zweyten Sohne, einem Canonicus zu Boulogne. Dieser so wohl, als sein Sohn der Schauspieler, und seine übrige Familie waren bemüht, ihn sein Alter so behäglich als möglich zu machen. Sein Tod erfolgte 1747 zu Boulogne.

Seine Schriften nun anbelangend, so theilen sich selbige in zwey Hauptäste; in romanische *) und in dramatische.

*) Romanisch. Ich wage dieses Beywort, weil die beyden vorhandenen Adjectiven, romanisch, und romanhaft, ganz etwas anders bezeichnen.

Das erste Werk, das Herr Le Sage 1695 bekannt machte, war eine Übersetzung der Liebesbriefe der Aristänets aus der Ursprache, worin ihm Danchet geholfen haben soll, der des Griechischen sehr mächtig war.

Sein nächstes Werk war unstreitig seine Übersetzung, oder vielmehr seine Verbesserung der Thomas Corneilleschen Übersetzung des allbekannten und allübersetzten Romans von Mathias Allemann, des Gufsman d' Alfarache *).

Bey dieser Überarbeitung gewann Le Sage den Spaniern Geschmack ab, und die unsterbliche

*) Erschien deutsch im Jahre 1752 zu Leipzig in zwey Bänden, unter dem Titel: Gufsmanns von Alfarache lustige Lebensgeschichte, andern zum Beyspiele von ihm selbst beschrieben, und ihres besondern Inhalts wegen ins Deutsche übersetzt. Die Übersetzung ist herzlich hölzern, so wie alle die folgenden von den Le Sagischen Schriften.

Satyre des Miguel Cervantes fesselte ihn ganz an sich. Er besorgte eine neue Ausgabe der Übersetzung des Don Quixotte's, die durch M. M. de Port-Royal soll gemacht seyn, und die wenigstens von einem ganz genau an sie geketteten M. Fil-leau de Saint - Martin herrührt; er vermehrte selbige mit den zwey letzten Bänden des Cervantes; worauf er auch die Fortsetzung des Don Quixotte vom Avellaneda *) 1704 in zwey Bänden heraus gab, an vielen Stellen glücklich verbessert, wie Herr Bertuch in seiner Vorrede zum fünften Theile seines Don Quixotte's versichert. Lange nachher publicirte Le Sage in sechs Bänden eine neue Fortsetzung des Don Quixotte's, freylich weit, sehr weit unterm Originale, doch nicht ohn' alles Verdienst. Vielleicht nimmt der

*) Wovon nicht lange nachher in Deutschland eine Übersetzung erschien, die sich aber ziemlich selten gemacht hat.

Herr Bibliothekar Reichard Gelegenheit, das deutsche Publicum durch seine Romanenbibliothek mit dieser Fortsetzung bekannt zu machen.

Nach diesen Fortsetzungen des Don Quixotte's erschien Gil Blas *), und darauf *le Diable boiteux*,

*) Die dritte Auflage der Hamburger Übersetzung dieses Romans erschien daselbst 1742 unter dem Titel: Der spanische Robinson, oder sonderbare Geschichte des Gil Blas von Santillana. Aus dem französischen des Herrn Le Sage übersetzt. Sie verstümmelt zwar das Original sehr oft zeilen - auch manchemal periodenweise, hat viel Nonsensicalisches; dessen ungeachtet sind viele glückliche Stellen darin; und bedenkt man die Zeit, worin sie verfaßt worden, so zieht man sie derjenigen bey weitem vor, die 1768 bey Walther zu Dresden heraus gekommen ist, und die an Plattheit, Hölzernheit, (die wohlberüchtigte Bunkliade ausgenommen,) und auch an Untreue, wenig ihres Gleichen haben wird.

ein Werk, dessen Hauptidee die glücklichste und fruchtbarste von allen denen ist, die Le Sage be-

Man halte sie gegen das Original, und man wird finden, daß ich hier so wenig zu viel davon gesagt, als der Verleger in der Ankündigung gegenwärtiger Übersetzung. Der Raum verbiethet es, Beläge davon zu geben.

Auch in's Englische ist der Gil Blas übersetzt worden; in welchem Jahre zuerst, kann ich nicht bestimmen. Die Ausgabe, die ich vor mir habe, ist zu Edimburg 1764 in vier Duodezbanden erschienen. Sie ist nicht schlecht, scheint aber in großer Hast gemacht zu seyn; viele sehr staathafte Reflexionen sind überhüpft, viele launige Redensarten und Wendungen, die sich doch leicht geben ließen, ganz plattweg gedolmetscht worden; doch findet man hin und wieder einige glückliche Änderungen und Zusätze, die ich ein Paar Mahl benutzt habe.

Gereizt durch das Glück, das Gil Blas gleich nach seiner ersten Erscheinung machte, gab

arbeitet hat. Der spanische Verfasser hieß Luis Velez de Quevara, von dem er, nach seinem eigenen Bekenntniß in der Zueignung, nur Titel und Grundlage geborgt hat; auch hat er dem Verfasser *Dia y Noche de Madrid* einige Stenzen und Züge entwendet *).

ein Franzos einige Zeit nachher, als Fortsetzung dieses Werks, die Lebensgeschichte von dem Sohne des Gil Blas heraus, die 1744 zu Hamburg deutsch erschien, unter dem Titel: Geschichte des Don Alphonfus Blas von Lirias, eines Sohnes des Gil Blas von Santillana. Ein Beweis mehr, daß wackere Väter ganz abgeartete Kinder haben.

A. d. Ü.

*) Der hinkende Teufel, ein komischer Roman des Herrn Le Sage, aus dem französischen übersetzt. Frankf. und Leipz. 1764. Ein wenig veränderter Abdruck davon ist 1777 bey Brönner in Frankfurt erschienen.

(Gonzalez, I. Th.)

B

Seine Umschmelzung wurde zu Madrid ins Spanische übersetzt, und als Originalwerk geachtet. Neunzehn Jahre nach ihrer ersten Erscheinung, und nach vielfältigen unveränderten Auflagen, arbeitete sie Le Sage ganz um, und vermehrte sie mit einem neuen Theile *).

*) Clarke sagt in seinen Briefen über Spanien: (Köhler'scher Übersetzung. Lemgo, 1765.) „Es wäre zu wünschen, daß El Diablo coxuelo, den Herr Le Sage nach der neuern Art umgeschmolzt hat, wodurch er auch anderwärts sehr bekannt geworden ist, von Wort zu Wort aus der Urkunde des Guevara in fremde Sprachen wäre übersetzt worden, so würde man daraus eine unzählige Menge alter spanischer Sitten und Gebräuche, und die Nahmen der adeligen Häuser, von welchen die meisten mit ihren Titeln und Geschlechtern noch übrig sind, kennen lernen.“ (S. 204, u. 205.) So richtig auch diese Anmerkung ist, so ist doch nicht zu läugnen,

Man hat noch zwey andre Werke in *der* Gattung vom Le Sage; das eine ist aus dem Spanischen übersetzt, das andre nur nachgeahmt. Das erste ist betitelt: *Histoire de Stevanille Gonzales surnommé de Garçon de bonne humeur* *). Der Held dieser kleinen Geschichte, die zu Brüssel in spanischer Sprache erschien, hundert Jahre zuvor, eh' sie Le Sage übersetzt, soll wirklich existirt haben, und lustiger Rath beym Grafen Piccolomini, dem General der spanischen Kriegsheere in den Niederlanden, gewesen seyn, und seinen Lebenslauf selbst niedergeschrieben haben;

dafs auf der andern Seite der Roman durch Le Sage's Behandlung sehr gewonnen hat.

*) Aufgeweckte und ergetzende Geschichte des Estevanille Gonzalez, mit dem Zunahmen des Lustigen, welcher sehr wunderliche Abenteuer erlebt, vom Herrn Le Sage, aus dem Spanischen. Hamburg 1763.

Le Sage hat aber in selbigen wiederum viel eigne Züge verwebt. Im Grunde hat dieser Roman mit dem Gufsman von Alfarache, und dem Gil Blas Ähnlichkeit, doch ist er weit unter Letzterm.

Das zweyte Werk ist *le Bachelier de Salamanque* *); es trat erst im Jahre 1741 ans Licht, und ist eigentlich nur Nachahmung aus dem Spanischen, ob es gleich der Titel für Übersetzung aus einer spanischen Handschrift gibt. Ein gar anmuthiger Roman; er enthält interessante Situationen, wohl gezeichnete Charaktere, und feine Satyre; doch unmittelbar nach dem Gil Blas muß man ihn nicht lesen, weil diese beyden Fictiōnen ein wenig zu viel Ähnlichkeit haben.

*) Der Baccalaureus von Salamanca, oder Geschichte des Don Cherubins de la Ronda, aus dem Spanischen, 3 Theile, Hamburg, 1746.

Le Roland amoureux hat Le Sage aus dem Italienischen, und zwar aus einem Gedichte in dieser Sprache gezogen. In Italien wird dieß Gedicht, das von Mathias Boyardo, Grafen von Scandiaro, verfertigt worden, sehr geschätzt, obgleich nicht so wie Ariost's *Orlando furioso*, dem es zum Muster gedient hat, und der eigentlich dessen Fortsetzung ist. Le Sage hat dieß Gedicht in einen echten Roman verwandelt, oder vielmehr dasjenige in einen Roman nach neuestem Schnitt gebracht, was Bayardo nach den alten Romanziern der Franzosen, welche die Thaten Carls des Großen, seines Neffen Rolands, Renaud's u. s. w. beschrieben haben, poetisch behandelt hatte. Die erste Edition dieses Buchs ist von 1717, die zweyte von 1720, und die dritte von 1742, insgesammt zu Paris und in zwey Bänden. In unsrer Sprache ist es nicht bekannt geworden.

An *Mille et un Jours* *), die 1710, und 11 zur Nachahmung von *Mille et une Nuits* erschien, welche bereits 1704 — 8 ans Licht getreten war, hat er Antheil gehabt. Tausend und eine Nacht ist zwar durch M. Galland aus arabischen Schriftstellern gezogen, so wie Tausend und ein Tag aus persischen Autoren durch M. Petit de la Croix, allein beyde Werke unterscheiden sich dadurch von einander, daß M. Galland seines, in Rücksicht auf den Styl, durch niemand ist verschönert worden, und daß M. Petit de la Croix zum Le Sage seine Zuflucht genommen, wodurch dieses Werk ein lieblicheres Colorit erhalten hat; doch das Verdienst der Neuheit dieser Gattung, noch so viel Interesse, als in Tausend und einer Nacht liegt, hat selbiges ihm nicht verschaffen können.

Aus Tausend und einem Tage hat Le Sage

*) Kam 1745 zu Leipzig übersetzt heraus.

viele Plane zu seinen komischen Opern genommen, von denen nachher ein Paar Worte.

Im Jahre 1713 gab Le Sage ein anderes Werk in zwey Bänden heraus, betitelt: *Avantures du Chevalier de Beauchesne, Capitaine des Flibustiers*; ein historischer Roman *). Der Verfasser macht seinen Helden aus Kanada gebürtig, läßt ihn erst mit den Wilden, dann mit den Flibustiers **) Krieg führen. Es stoßen ihm bald kriegsgerische, bald verliebte Abenteuer auf, die in einem sehr angenehmen Tone erzählt sind. Die

*) Meines Wissens hat man keine deutsche Übersetzung dieses Romans.

**) Eine Art Seeräuber, die im Anfange dieses Jahrhunderts in Amerika viel Aufsehen machten. Verwichene Messe ist bey Voss in Berlin eine kurze Geschichte von selbigen, und zumahl von den Vornehmsten aus ihnen, heraus gekommen.

Hälfte des Buchs macht eine große Episode aus, welche die Geschichte eines Franzosen, des Grafen von Moneville enthält, der seiner Buhlschaft nach Kanada, und bis zu den Huronen folgt, von denen sie unumschränkte Beherrscherinn wird. So wenig wahrscheinlich diese Historie auch ist, so viel Interesse hat sie doch durch die anmuthige Behandlung bekommen. Im letzten Buche kommt Le Sage wieder auf den Chevalier de Beauchefne zurück, der sein Korsarenhandwerk mit bestem Erfolge fortreibt. Der Roman ist nicht geendigt; der Verfasser gibt zu verstehen, der Held davon sey wieder nach Frankreich zurück gekehrt, wo er zu Tours einen stillen ehrbaren Wandel geführt habe, und in einem hohen Alter gestorben sey; seine Wittwe habe seine selbstverfasste Lebensbeschreibung zum Druck mitgetheilt.

Im Jahre 1735 erschienen vom Herrn Le Sage Dialogen unter dem Titel *Journées de Parques*;

sehr philosophischen Inhalts. Zu finster für seine Landsleute, munterten sie ihn nicht auf, in dergleichen Arbeiten fortzufahren.

Endlich gab er noch im Jahre 1743 eine Sammlung von merkwürdigen Zügen aus der Geschichte, und witzigen Einfällen in den Druck, die den Titel führt: *Mélange amusant*, worin er strenge Auswahl beobachtet hat. Es ist nur ein kleines Bändchen von zwey hundert Seiten; immer stark genug, wenn man in eine solche Collection nichts, als lauter Neues und Interessantes, aufnehmen will. Allen übrigen Sammlungen der Art läuft diese unstreitig den Rang ab.

Wir kommen nunmehr zu seinen theatralischen Werken. Die Stücke, die er für das französische Theater gearbeitet, machen zwey Bände aus. Im ersten sind vier Stücke, von denen zwey gespielt worden sind, und zwey nicht. Sie sind alle viere aus dem Spanischen gezogen. Das erste

führt den Titel: *Le Point d'honneur*, und ist von D. Franzisko de Rojas; das nähmliche, das Scarron unter dem Nahmen: *Jodelet Dueliste* handelthat. Le Sage liefs seins anfänglich in fünf Acten auf dem französischen Theater spielen, im Jahr 1702; im Druck ist es aber nie anders, als in dreyen, erschienen. In der Gestalt wollt' er's dem italienischen Theater geben, im Jahre 1725 unter dem Titel: *l'Arbitre de differends*. Es konnte aber auf beyden Theatern nicht mehr, als eine oder zwey Vorstellungen, aushalten. Der Geschmack, den man zur Zeit des Cardinals Richelieu an dergleichen Stücken fand, hatte sich mit Anfange dieses Jahrhunderts bereits sehr in Frankreich verloren; daher glückte dieß Spiel nicht, obwohl es eins der besten und wohlintriguirtesten der Spanier ist. Im Jahre 1707 machte Le Sage einen zweyten Versuch, und gab sein *Don Cesar Ursin*, dessen Stoff er dem berühmten

Dramatiker der Spanier, dem Calderon, abgeborgt hat. So über die Massen vortrefflich auch die Intrike in selbigem ist, so höchst unwahrscheinlich fand man sie; bey der ersten Vorstellung ward es ausgepocht, und erhielt sich nur unter dem Deckmantel des *Crispin rival de son maître* *), den Le Sage jenem Stücke zuzugesellen schlaue genug war.

Die zwey andern Stücke im spanischen Geschmacke, die Le Sage hat drucken lassen, die aber nie gespielt worden, sind: *Le traite puni*, dem Franzisco de Rojas nachgeahmt, und *Don Felix de Mendoce*, nach dem Lope de Vega.

Der zweyte Band seines Theaters enthält drey Stücke. Das erste ist: *Crispin rival de son maître*, im Jahre 1757, wie eben gesagt worden,

*) Im Deutschen unter dem Titel: Der Diener, Nebenbuhler seines Herrn, bekannt.

zum ersten Mahl aufgeführt. Es ist nur Possé, allein so drolligt, und so wohl dialogirt, daß man's stets mit grossem Vergnügen sieht. Montmesny, der Sohn des Le Sage, spielte den La Branche, einen von den beyden spizbübischen Bedienten in selbigem, ganz vorzüglich.

Türcaret machte zu seiner Zeit viel Aufsehens, und hat nachher vielen Beyfall gehabt. Man findet darin Gemählde, die zu der Zeit, da es verfertigt wurde, sehr treffend waren, und Scenen, worin man wirklich die Meisterhand erkennt: jetzt ist das Verdienst des Treffenden weggefallen; es gibt keine Finanziers mehr, die den *Türcaret* ähnelten, und zu denen aus Valogne ein so lächerliches Weib kommen kann, als *Madam Türcaret*. Auch die Nüancen der übrigen Personen haben sich gleicher Weise verwischt; bloß die einzige Rolle des Marquis würde Vergnügen verursachen, zumahl wenn sie mit all der Graze ge-

spielt würde, die Montmesny hinein zu legen wufste. So wenig schön und edel auch seine Figur war, (versichern die Romanenbibliothekare, die davon Augenzeuge gewesen), so glaubte man dennoch, wenn er den Marquis vorstellte, eine Standesperson zu sehen, die sich unter schlechter Gesellschaft befindet, und mit selbiger herum foppt.

Im Jahre 1733 erschien Le Sage mit einem kleinen Stück auf dem französischen Theater, das wenigen Beyfall hatte, so schnurrig auch dessen Inhalt ist. Es hieß *La Tontine*, und drehete sich um die Leibrenten herum, die man unter diesem Nahmen aufgebracht hatte, und wovon der zuletzt hinterbliebene den ganzen Nutzen zog. Le Sage nimmt darin einen ziemlich betagten Mann an, der, weil er sein Geld wohl unterbringen, selbiges bis zu seinem Tode zu genießen, und dessen Ertrag seinen Erben auf eine geraume Zeit zu hinterlassen Willens ist, einen star-

ken stämmigen Stallknecht wählt, Namens Ambroise, und eine große Summe auf sein Leben zeichnen läßt, in der Hoffnung, daß er recht lange leben soll. Weil nun sehr viel daran liegt, den Ambroise lang' am Leben zu erhalten, so läßt man ihm an Essen und Trinken nichts abgehen; da aber die veränderte Lebensart seinen Magen ein wenig in Unordnung gebracht hat, ist sein Herr mit nichts beschäftigter, als ihn wieder herzustellen; er gibt ihn einigen Ärzten in die Cur, die durch Diät, Purgiren und Aderlassen das Übel noch weit ärger machen. Ambroise ist ganz trostlos, und versichert, das Medicinerpack hätte ihm den Garaus gemacht; er fühl' es, er müsse sterben. Da er seinem Herrn keinen ärgern Streich spielen kann, als den, so ist er hierüber in der tödtlichsten Angst; und seine Winseleyen geben so wohl als die Tobereyen des Ambroise sehr komische Scenen.

Alle die übrigen dramatischen Arbeiten des Herrn Le Sage sind für das Theater *de la Foire* verfertigt, und sechzig an der Zahl; von 1713 bis 1738 gemacht, das heisst binnen fünf und zwanzig Jahren. Dieses Theater hatte einen Vorzug vor andern, der bey unserm Autor sehr viel galt: man konnte auf selbigem Gedanken wagen, zwar gut an und vor sich, allein bloß hingeworfen, übel zusammen hangend, die man in so großer Unordnung auf keine andre Bühne hätte bringen dürfen. Ehe wir zu den Stücken selbst kommen, müssen nothwendig einige Erläuterungen über den Zustand jenes Theaters voran geschickt werden. Den Canevas der Stücke, und selbst den Dialog verfertigte Le Sage, und die Gefänge Dorneval, indem er Le Sage's Gedanken versificirte. Unterdeß vereinigte sich auch Füzelier, Piron, Autreau, le Grand, la Fond mit ihm, und die Stücke, woran sie arbeiteten, waren weit

besser ; denn sie hatten Geist und Dorneval nicht.

Während der Zeit , daß Le Sage das *Theâtre de la Foire* schirmte , zog ein fürchterliches Ungewitter nach dem andern gegen selbiges auf ; bald verhinderte die französische Komödie sie am Singen , bald die Oper sie am Sprechen. Diese Truppe wäre zu Seiltänzen , und zur Pantomime herunter gebracht worden , hätte Le Sage nicht vorgebauet , und stets Mittel erfunden , jedem Verbothe eine Nase zu drehen ; bald verfertigte er Stücke , wovon die Textesworte auf Tafeln oder Rollen geschrieben waren ; das Publicum sang sie ab , und die Acteurs begleiteten sie nur mit Gesen *); bald lieh er sich ihnen , Stücke zu ma-

*) Manche Schauspieler würden das Auditorium manches Orts , dessen tägliche Ohrenqual sie find , ungemein verbinden , wenn sie sich des obigen Mittels bedienten , in Operetten

ehen, die aus Monologen bestanden, oder bestimmter, worin bloß ein Acteur sprechen durfte: bald gab er vor, sie würden in fremden Zungen reden, als Schinesisch und Wildisch; zu dem Ende machte er an all den Worten, welche die Acteurs zu sagen hatten, barbarische Endungen. Zum Beyspiele in dem vorgeblich - Schinesischen Stücke, betitelt: *Arlequin Barbet, Pagode et Médecin*, sagt Harlekin, indem er einer Schinesischen Prinzessin seine Liebeserklärung macht: *Princesseao, je vous adoreao*. Und sie antwortet

so wohl als in andern Stücken. . . . Doch der Vorschlag geht nicht, befinn' mich eben. Die Damen und Herren, die von Declamation nichts verstehen, verstehen körperliche Beredtsamkeit eben so wenig. Wie sollten sie also mit Gesten begleiten können, was die Zuschauer abfängen, oder abläsen.

A. d. Üb.

(Gonzalez, I. Th.)

C

ihm: *l' Empereurao me ferao maurirao*. In einem andern Stück, *l' Isle du Gougou* genannt, sagte ein Irokeſe zum Harlekin: *Arlequinec je t'assomerec*. Harlekin verſetzte darauf: *Coquinoc, ne hoc te craignoc pas hoc*.

Als Le Sage, Dorneval, und Füzelier die *Opera comique* auf der *Foire de Saint Germain* 1722 nicht länger unterſtützen konnten, arbeiteten ſie Stücke für das Marionettentheater aus, unter andern eine Parodie des Romulus von la Mothe, die ganz erſtaunenden Beyfall fand; man ſchraubte, höhnte ſie hierüber nicht wenig, allein die Einnahme der Marionettendichter war ſehr gut, und ſo tröſteten ſie ſich.

Le Sage hat nur in der kurzen Zeit für's italieniſche Theater gearbeitet, da die italieniſche Truppe auf der *Foire Saint - Laurent* ſpielte, welches auch zu der Zeit geſchah, da man das Theater de *l' Hotel de Bourgogne* ausbeſſerte.

Diejenigen von den sechzig komischen Opern des La Sage, die nach der Meinung der *Bibliothecaires*, mit mehrerer Sorgfalt behandelt, noch jetzt viele Wirkung hervor bringen würden, sind in den neun Bänden des *Theâtre de la Foire* enthalten, die 1737 gedruckt worden sind. Sie müßten etwas überarbeitet, den alten Vaudevillen neue Musik unterlegt, der Ton der Lustigkeit dieser Stücke wenigstens zum Theile (warum nicht ganz? Mit der Lustigkeit der Franzosen geh'ts so, wie mit der Deutschen, in den Lustspielen sehr zu Rande) beybehalten, und das Interesse, das in einigen davon liegt, hervor springender gemacht werden.

Achmet und Almanzine zum Beyspiel (im 6. Bande des *Theâtre de la Foire*) ist vielleicht eines der anmuthigsten Stücke von Le Sage; auch hat es (meisten Theils ein sehr unrichtiger Probierstein!) den meisten Beyfall erhalten. Man findet

darin Interesse und Lustigkeit. Die Hauptschwierigkeit, es für das jetzige Theater einzurichten, wäre die, einen Schauspieler zu finden, der jung und niedlicher Figur genug wäre, den Sohn des Grosweffirs zu machen, der sich in Weibskleider wirft, und so statt seiner Schwester ins Serail führen läßt. Der Stoff ist aus einem kleinen Roman *Voyage de Zulma dans le pays des Fées* betitelt. Sollte an diesem Roman wirklich so viel Gutes seyn, als die *Bibliothecaires* an selbigem finden, so kann ich meinen Lesern Hoffnung machen, auch hiervon einen Auszug in Herrn Reichards Romanenbibliothek zu erhalten.

Die Königin von Barostan ist gleichfalls eine von den komischen Opern Le Sage's, die Interesse, Lustigkeit, ja sogar Ökonomie hat, und weit leichter wieder auf's Theater zu bringen, als Achmet und Almanzine. Der nähmliche Fall ist mit der Prinzessin von Schina, die zu grossen und

schönen Divertissements Anlaß gibt. Das Sūjet ist aus Tausend und einem Tag genommen. (Die Geschichte des Prinzen Kalaf) Die Pilgrimme nach Mekka, deren Sūjet sehr artig ist, und mit den Schraubereyen über die Kalender nicht zusammen hängt, die man größten Theils weg schneiden kann. Das Sūjet der Prinzessin von Karizma ist aus Tausend und einer Nacht genommen. Die Vorstellung derselben hat keine weitere Schwierigkeit, als daß der Zuschauer seine Einbildungskraft genug in der Gewalt hat, um sich eine so schöne Prinzessin zu denken, daß man sie nicht ansehen kann, ohne wahnsinnig zu werden. Der Sabelsche Korsar ist aus einer höchst interessanten spanischen Novelle genommen.

Man sieht, daß die Sūjets der eben genannten Stücke aus orientalischen Erzählungen und Romanen geschöpft sind; sie haben Le Sage'n

eben so viel komische Opern geliefert, als Spanien ihm Komödien und Romane; denn eben aus jenem Quell hat er auch noch *le jeune vieillard* geschöpft. Das Süjet von selbigem ist sehr schön, vielleicht zu moralisch, und deshalb könnt' es, als Erzählung bearbeitet, noch mehr gefallen, als auf dem Theater.

La Statue merveilleuse ist gleichfalls aus Tausend und einer Nacht gezogen. Es müßte sehr umgeworfen werden, um es vorstellbar zu machen; das Süjet ist aber sehr theatralisch.

Arlequin Hulla, dessen Süjet sehr komisch, und aus dem ersten Theile von Tausend und einem Tage gezogen ist; und endlich *Arlequin Mahomet*, aus dem dritten Theile des eben gedachten Werks.

Außer diesen morgenländischen Süjets hat Le Sage nach viele andere behandelt. *La Ceinture de Venus* ist eines der glücklichsten (im ersten

Theile des *Theâtre de la Foire*) ; *le Temple du Destin* (eben daselbst) ; *les Arrêts de l'Amour*, *l'Ecole des Amans* und *le Tableau du mariage* (alle drey im zweyten Theile) insgesammt trefflicher Stoff zu Schauspielen verschiedener Gattung. *Les animaux raisonnables*, *le monde renversé* (wovon man eine deutsche Übersetzung hat) und *l'Isle des Amazones* (Th. 3.), *la Forêt de Dodone* und *La boîte de Pandore* (Th. 4.) athmen insgesammt mehr Witz und Munterkeit, als in den meisten der neuen Stücke liegt. *La Foire des Fées* (Th. 5.) ein glücklicher Canevas zu einem Episodenstück. *Les Amours déguisés*, davon die Idee sehr glücklich ist, sagen die Bibliothecare, und sich mit vieler Delicateſſe behandeln läßt, wenn man sie überarbeiten wollte, und endlich *l'Amour marin* (Th. 8.) gibt ein sehr gutes Beyspiel.

Von den Parodien und Anekdotenstücken, die

Le Sage und seine Verbündeten über Gegenstände
 verfertigten, welche zu ihrer Zeit entweder auf
 dem gelehrten Schauplatze Aufsehen machten,
 oder die Aufmerksamkeit der kleinen Nouvellisten
 an sich zogen, wollen wir nicht reden. Diese Sü-
 jets haben für uns ihren Werth verloren: nur so
 viel davon: sie wußten ihnen die beste, gefällig-
 ste Einkleidung zu geben. Zum Beweis hiervon
 dienen: *Arlequin défenseur d'Homère, l'Obstacle*
favorable, la Tête noire, le Regiment de la Ca-
lotte. Eben so wenig wollen wir der komischen
 Opern des Herrn Le Sage gedenken, deren Ver-
 dienst in einer ausgelassenen Lustigkeit besteht,
 die heut zu Tage nicht durchgängig würde gebil-
 ligt werden; als da sind: *Les Enragés, l'En-*
chanteur, Mirliton etc.

GESCHICHTE

DES

ESTEVANILLE GONZALEZ.

ERSTER THEIL.

ERSTES BUCH.

I. KAPITEL.

Estevanillens Ältern und Erziehung.

Fürchtet ja nicht, meine lieben Leser, daß ich die Geschichte meines Lebens damit anfangen, wer meine Vorältern zu König Pelags Zeiten waren, etwa auf die Art,

wie Statius seine Thebais mit dem Raube Helenens anfängt, weil er der Grund zur Erbauung Thebens war. So weit her hole ich meine Sachen nicht, und wäre auch in Verlegenheit, wenn ich von meinen Großvätern sprechen sollte, da ich von ihnen niemahls mehr, als eine sehr verworrene Kenntniß, hatte. Meinen Vater und meine Mutter habe ich gut gekannt, und muß gestehen, daß sie beyde sehr verschiedene Gewerbe trieben. Meine Mutter hatte alle Hände voll Arbeit, Menschen auf die Welt zu helfen, und mein Vater, sie wieder wegzuschaffen. Kurz, ich bin, wie Sokrates, der Sohn einer Hebamme und des Ehrwürdigen Dom Estvan Gonzalez, Doctors der Arzeneykunde.

Nachdem er zu Alkala den Doctorhut genommen, wählte er Murcia zu seinem Aufenthalte, machte da seine ersten Probecuren, und war damit so glücklich, daß er gar bald der Modearzt wurde, obschon er seine Recepte aus alten Folianten entlehnte. Eines Tages fügte es sich, daß er zu einer Dame gebethen wurde, bey welcher ihn die Geschicklichkeit mei-

ner Mutter bezauberte : Jugend und Schönheit trugen das ihrige bey ; er heirathete sie , und ich war die erste Frucht ihrer Zärtlichkeit. Drey Jahre nachher gebar meine Mutter noch eine Tochter , Inesille mit Nahmen , welche — — Jedoch , in der Folge werden wir ein Mehreres von ihr hören.

Wie überhaupt die Frauen der Ärzte früher sterben , als ihre Männer , so starb auch meine Mutter , da ich noch kaum neun Jahre zählte. Mein Vater gab mich nun zu dem geschicktesten Schulmeister der Stadt , und dieser unterrichtete mich in den ersten Gründen der lateinischen Sprache. Ich war schon im Stande , in die dritte Classe auf der Universität zu Salamanca einzutreten ; man sprach auch vieles davon , mich dort meine Studien enden zu lassen , als meinen Vater eine Krankheit befiel , die er sich nach den Regeln des Hippokrates vom Leibe schaffen wollte , und er mich und meine Schwester zu Waisen machte. Wir wurden nun zu unserem Vormunde , dem Herrn Damien Carnizero , gegeben , der mein Oheim von

Seite meiner Mutter, und der berühmteste Wundarzt in Murcia war.

Mein Oheim meinte, daß ich mich lieber auf sein Fach, als auf das Fach meines Vaters, der, obschon er berühmt war, doch nichts hinterlassen hatte, verlegen sollte; er nahm mich daher von meinem Schulmeister weg, und zu sich in die Lehre. Da mußte ich die Barbierstube auskehren, Wasser schöpfen, Barttücher waschen, Brenneisen wärmen, die Knebelbärte krausen, u. s. w. Damahls war ich vierzehn Jahre alt, und so guten Muthes, daß ich mir den Zunahmen des Lustigen erwarb.

Nach zwey Monathen machte man mich schon mit den Schermesser bekannt, und zu meinem Probestücke führte mir der Zufall einen Bettler in die Stube, der sich von mir das Werk der Liebe ausbath, ihm den Bart zu scheren. Mein Oheim und der Geselle waren ausgegangen, und ich also allein im Gewölbe. Ich hiefs den unglücklichen Mann auf einem alten Schämeln niedersetzen, hängte ihm einen schmutzigen leinenen Lappen um den Hals,

und seifte ihm Backen, Nase, Mund und Augen so derbe ein, daß er wie ein erzürnter Affe die lächerlichsten Geberden machte.

Dieß wäre noch hingegangen; allein da ich mit dem Schermesser zu operiren anfing, das zu allem Überflusse so schlecht war, daß es Haut und Bart zugleich wegnahm, konnt' er es nicht länger aushalten, und bath mich aus vollem Halse um Auskunft, ob ich ihn barbieren, oder schinden wolle. „Ich thue beydes, mein Freund!“ fiel ich ihm in die Rede; „ihr habt einen so starken Bart, daß es unmöglich wäre, ihn, ohne die Haut zu verletzen, wegzunehmen. Eben da ich dieses Probestück meiner Kunst abgelegt hatte, trat mein Oheim in die Stube. Er konnte sich des Lachens kaum enthalten, da er diesen armen Mann in so erbärmlichem Zustande sah, faßte sich aber, und schenkte ihm einige Stücke Geldes, als Ersatz für seine gesunde Haut. Dieses Geschenkes ungeachtet, erinnere ich mich nicht, seit dieser Zeit einen Bettler in unserer Barbierstube gesehen zu haben.

Außer einigen Schmählungen hatte ich es diesem Zufalle zu danken, daß ich bis auf weiteren Befehl des Barbierens enthoben ward. Bald fand sich wieder Gelegenheit, ein Probestück von einer andern Art abzulegen. Der Gebrauch des Messers war mir untersagt; aber die Schere vertraute man mir dennoch an. Eines Morgens traf sich's, daß ich einem Studenten, er war eines Tuchhändlers Sohn, die Haare und Augenbraunen zuschneiden sollte. Mein Oheim stellte sich mir zur Seite, und verwendete kein Auge von mir, um mich aufmerksam zu erhalten. Anfangs ließ ich mich auch ganz gut an, und verschnitt dem jungen Menschen die Haare schichtenweise, und war so vertieft in meine Arbeit, daß ich die Ohren darüber vergaß, und ihm mit der Schere ein halbes mitnahm. Er fing erbärmlich zu schreyen an, und mein Oheim hatte kaum die Ursache davon entdeckt, so stieß er mit Händen und Füßen auf mich zu. Mein Glück war nur, daß der Verwundete seine Hülfe brauchte.

Nun war ich aller Verrichtungen ent-

hoben, die je einem Wundarzte zustanden, und auf meine ersten Beschäftigungen herab gesetzt. Jedoch das Schicksal wollte es, daß ich diesem Verbothe zuwider handelte. Eines Nachmittags, als ich mit meinem Oheime allein zu Hause war, kam ein Mann von sechs bis sieben Schuhen, der das Ansehen eines schlimmen Gastes hatte. Dieser Eisenfresser war schon mitten in der Stube, da sein Schwert noch die halbe Gasse hinaus reichte. Seine Haare waren in Zöpfe geschlagen, sein Hut war ungekremppt, und mit einer alten, dunkelgelben Feder besetzt, und sein Knebelbart reichte mit beyden Enden bis an die Schläfe.

„Herr Damien,“ sagte er zu meinem Oheim im Hereintreten, „setzen Sie mir doch meinen Knebelbart wieder auf. Sogleich mußte ich das Kräuseleisen heiß machen, und nun setzte ihm mein Oheim die eine Seite seines Knebelbartes auf. Eben schickte er sich an, eben daselbe auf der anderen Seite zu thun, als er einen gewaltigen Lärmen auf der Gasse hörte, die Thür öffnete, und einen Haufen Leu-

te erblickte, die sich schlagen wollten, unter denen auch einer von seinen besten Freunden war. Nun war er seiner nicht mehr mächtig, lief davon, und ließ unseren Ritter mit der einen aufgesetzten Seite seines Bartes voll Verwunderung zurück.

Der Streit dauerte so lange, daß der Held alle Hoffnung aufgab, meinen Oheim zu erwarten, und sich mit folgenden Worten gegen mich wendete: „Lieber Kleiner, bist du nicht im Stande, das zu enden, was dein Herr angefangen hat?“ Die Frage machte mich ein wenig verlegen; da ich mich aber herab zu setzen glaubte, wenn ich nein antwortete, so hatte ich die Verwegenheit, ja zu antworten. Ich that noch mehr, ich fügte sogleich den Beweis meiner Geschicklichkeit, die letzte Hand an seinen halb aufgerichteten Knebelbart zu legen, hinzu, nahm ein ganz rothglühendes Kräuseleisen aus dem Feuer, und da ich ihm unter die Nase fuhr, verbrannte ich dem Ritter die Oberlippe, und ein Stück seines Knebelbartes, den ich so verwegen wieder aufsetzen wollte.

In diesem Augenblicke hob er ein so fürchterliches Geschrey an, daß man es im ganzen Hause hören mußte, sprang auf, und schrie: „Hundert tausend Henker bu-be, hältst du mich für einen heiligen Lorenz? Mit diesen Worten riß er sein ungeheures Schwert aus der Scheide, um mir es durch den Leib zu jagen; allein meines Vaters Sohn erwischte zu rechter Zeit die Thür, und war in weniger, als einer Minute, am Ende der Straße; damahls bemerkte ich, um wie vieles Laufen und Fliehen unterschieden seyn.

Ich nahm meine Zuflucht zu einem Krämer, der einer meiner Verwandten war, und als ich mich gänzlich in Sicherheit sah, sagte ich: „Nun mag der Prozeß gehen, wie er will.“ Ich erzählte den ganzen Hergang der Sache meinem Vetter, der vor Lachen zu bersten glaubte, als er das Kräuseleisen, dessen ich mich so geschickt bediente, erblickte; denn es hing noch eine Hand voll klebrichter Knebelbarts-haare daran, so lang und steif, daß man einen Borstwisch daraus hätte machen können. In dieser meiner Freystätte

blieb ich bis des folgenden Tages. Mein Oheim vermuthete nichts anders, als daß ich zu dem Kaufmanne meine Zuflucht genommen habe; er suchte mich daselbst auf, und erzählte mir von meinem wüthenden Kunden, daß er sich nach tausend Verwünschungen gegen mich endlich habe zufrieden stellen lassen. Hierauf ging ich mit ihm wieder nach Hause, und seit dieser Zeit war er vollkommen mit mir zufrieden; ich lernte den Bart zu scheren, wie jeder andere, Haare zu verschneiden, ohne die Ohrläppchen mitzunehmen, und den Knebelbärten ein gutes Ansehen zu geben. Ich lernte sogar ziemlich gut zur Ader zu lassen, und in Wahrheit zu bekennen, kostete meine Geschicklichkeit einem Soldaten seinen gesunden Arm. Ich hatte nämlich gehört, daß Hyppokrates in seiner Abhandlung über die Aderlässe den Wundärzten anrathe, etwas größere Öffnungen zu machen; ich machte daher eine Öffnung, die mehr dem Stiche einer Lanze, als einer Lanzette glich, und brachte so den armen Soldaten um den einen Arm.

Ich konnte nirgends besser versorgt seyn als bey Herrn Damien Carnizero, wenn ich lieber ein Fleischer, als ein Wundarzt werden wollte. Ich konnte nur nicht verstehen, wie es so tolle Kranke geben könne, die sich ihm überliessen. Ich muß Ihnen doch einige Züge meines Oheims entdecken, damit Sie näher mit ihm bekannt werden. Zum Beyspiele, wenn er jemanden zur Ader liefs, so schnitt er die Gefäße quer durch, und band sie mit einem seidenen Faden, oder brannte sie mit einem glühenden Eisen, damit sie sich wieder schlössen: den Podagriften zerstückte er die Gelenke mit einer Menge Nadeln, oder auch wohl gar mit spitzigen Fischgräten. Und wie glauben Sie wohl, daß er das Nasenbluten heilte? Da machte er einen Einschnitt von dem einen Winkel der Stirn bis zum anderen, oder wohl zwey Einschnitte, wie ein Andreaskreuz, übereinander. Die Kopfschmerzen stillte er damit, daß er ein glühendes Eisen auf beyden Seiten der Nase, an die Schläfe, die Backen, und das Kinn legte. Kurz, gegen alle Krankheiten bediente

er sich des Feuers. Die Wasserfüchtigen verschonte er nicht einmahl; denn er röstete ihnen den Unterleib mit glühenden Eisen: und hatte er es mit ungelehrigen Kranken zu thun, die vor den glühenden Eisen ein zu große Abneigung bezeigten; so bracht' er ihnen die Universalarzeney auf eine gelindere Art bey, indem er sich siedenden Wassers, heißen Öhls, geschwefelter Lunte, Weingeistes, Schießpulvers, geschmolzenen Bleys, oder wohl gar des Brennspiegels bediente.

Dem Wunsche meines Oheims, daß ich mir seine Kunstgriffe eigen machen sollte, hatte ich es zu danken, daß er mich öfters mit sich nahm, seinen mehr schrecklichen, als belehrenden Operationen beyzuwohnen. Alle Schmerzen hätte ich eher ertragen, als daß ich mich in seine Kur begeben hätte. Herr Damien war oberster Wundarzt in dem Spitale von Murcia, und da war es, wo ich immer zugegen seyn mußte, wenn er seine Kranken röstete. Eines schönen Morgens befand ich mich bey dem Bette eines Wasserfüchtigen, der mich um alles in der

Welt um einen Trunk Wassers bath, seinen schrecklichen Durst zu stillen. Ich schlug ihm diese seine letzte Bitte nicht ab; er trank, und diese Erquickung half ihm bis auf den Grund seiner Krankheit: er starb. So sehr mir aber auch dieser Unfall zu Herzen ging, unterliefs ich doch nicht, ihn mir zu Nutzen zu machen. Ich sah aus dem Beinkleide, das der Verstorbene unter dem Kopfküssen hatte, die Schnur eines Geldbeutels hervor ragen. Ich gerieth in die Verführung, meine Hand darnach auszustrecken, und diese Versuchung war so heftig, dals ich unter derselben erlag. Ich steckte den Beutel, der mir nicht leer schien, hastig ein, und verlies das Krankenhaus mit der fröhlichen Miene eines Universalerben.

II. KAPITEL.

Estevanille verläßt die Wundarzeneykunst, und reiset mit dem besten Vorsatze auf die Universität von Salamanka.

Meine Neugierde, zu wissen, wie hoch sich wohl meine Erbschaft belaufen möchte, zwang mich im nächsten Winkel Halte zu machen. Ich zog hastig die Schnur des Beutelchens an, und fand dreyßig blanke neue Dublonen darin nebst einem kleinen Papiere, worin ein Ring mit einem Diamanten eingewickelt war, welcher mir von hohem Werthe schien, so wenig ich mich auf Juwelen verstand.

Welcher Schatz für einen Jungen, der noch nie Gold gesehen! Nun hielt ich mein Glück für gemacht. „Mit solchen Reichthümern,“ sagte ich zu mir selbst, „kannst du nichts Bessers thun, als dich je eher je besser nach Salamanka zu begeben, dort deine schönen Wissenschaften zu vollenden, und einen philosophischen

Curs mitzumachen. Dort kann ich leben, wie ein Fürst, und habe nicht nöthig, Leute zu schinden und zu braten. Wohl- an denn, verlaß die alte und neue Wund- arzeneykunst, verlaß Murcia!" Mit die- sen Worten machte ich mich augenblick- lich auf den Weg nach Salamanka, ohne mich bey meinem Oheim zu empfehlen, der sich gewiß meinem Vorhaben entge- gen gesetzt haben würde.

Ich ging immer an den Ufern der Sa- gura fort, bis ich ganz ermüdet mich genöthiget sah, zu Molina, einem kleinen Dorfe, ein Nachtlager zu suchen. Vier Meilen waren auch für die erste Tagereise Weges genug. Der Gastwirth, da er ei- nen Reisenden zu Fusse, ohne Bart, ohne Degen, und übrigens nicht zu auffallend gekleidet daher kommen sah, meinte, daß ich ihm nicht viel Ungelegenheiten ma- chen würde. Mit diesem Vorurtheile sprach er mich sehr dreist an: „Mein lieber Herr, ich glaube nicht, daß Sie sich mit sehr viel Silber beladen haben werden; ich bilde mir daher ein, daß Sie sich zum Nachteffen mit etwas Brot und Käse be-

gnügen werde." Diese Rede verdross mich. „Mein Herr," fiel ich ihm in die Rede, und faßte ihn scharf in die Augen; „wenn ich gleich kein Silber habe, so habe ich doch Gold." Mit diesen Worten zog ich eine gute Hand voll Dublonen aus der Börse, zum Beweise, daß ich die Wahrheit spreche.

Der Wirth schien sehr verlegen, betrachtete meine schönen Münzen mit grosser Aufmerksamkeit, und schrie sodann, indem er den Zeigefinger an die Nasenwurzel drückte: „Ach, Sie kleiner Schelm, Sie haben ihren Vater bestohlen! Ich sehe wohl, daß Sie die Luft zu reissen angewandelt hat, und sich, um es bequemer thun zu können, einen Griff in die Sparbüchse des guten Mannes gewagt haben." „Sie irren sich," antwortete ich ihm ganz gelassen; „mein Vater und meine Mutter sind nicht mehr am Leben, und diese doppelten Pistolen sind Geschenke von Oheimen und Basen, welche zusammen steuerten, mich in den Stand zu setzen, nach Salamanka zu reisen, und meine Studien, welche ich zu Murcia, meiner Vaterstadt, angefangen, daselbst zu enden." „Auf die-

se Weise," erwiederte der Wirth, „sind Ihre Verwandten sehr unvorsichtig, einen jungen Menschen, wie Sie, so ganz allein, mit Golde versehen, und auf dem Maulthiere des heiligen Franz, achtzig Meilen weit von Ihrer Vaterstadt zu schicken. Wenn Sie meinem Rathe folgen wollten," fuhr er weiter fort, „so setzen Sie morgen früh ihre Reise längs dem Flusse bis Crux de Caravaca fort, wo Sie mit einem Maulthiertreiber bis nach Ciudad Real handeln, und auf eben diese Art sodann von dort aus in fünf oder sechs Tagen nach Salamanka kommen können."

Ich dankte dem Wirth für seinen Rath, und fing wieder von dem Abendessen zu sprechen an. „Mein lieber junger Freund," sagte er zu mir, „ich habe wirklich nichts, als Käse, in meinem Vorrathe; aber Geduld, ich will zu meinem Nachbar, einem reichen Landwirthe, welcher vieles Federvieh zum Verkaufe in die Stadt erzieht, um Hühner schicken. Diese in einer guten Fricassée, schmackhaftes Brot, und edler Wein sollen ein herrliches Abendmahl abgeben."

„Sie versprechen viel,“ antwortete ich.
„Ich werde Wort halten,“ versetzte er,
„und ich will Ihnen beweisen, daß doch
wenigstens in einem spanischen Dorfe ein
Gastwirth ist, der seine Gäste wohl be-
wirthet.“

Ich hatte im Ernste Ursache, so wohl
mit seiner Bedienung, als mit seiner Ge-
sellschaft zufrieden zu seyn. Er hatte ei-
nen aufgeweckten Geist, und war wider
die Gewohnheit der spanischen Gastwir-
the ein ehrlicher Mann. Seine Gespräche
während unserer Mahlzeit nöthigten mich,
diese gute Meinung von ihm zu hägen. Er
zeigte mir in scherzendem Tone, ohne
die Miene eines Sittenpredigers, alle die
gefährlichen Klippen, denen ich in Sala-
manka auszuweichen hätte, und bath
mich freundschaftlich, seinem Rathe zu
folgen. Des folgenden Tages, da er von
mir Abschied nahm, empfahl er sich mir,
und sagte mit einem ernsthaften Wesen:
„Herr Schüler, tausend Gefahren, in wel-
che Sie Ihre Jugend stürzen könnte, haben
mich bewogen, Ihnen dieses Geschenk zu
machen.“ Mit diesen Worten überreichte

er mir eine kleine Schachtel, in welcher ein Knaul Zwirn, und eine Nähna-
del waren. Ich wunderte mich über dieses Ge-
schenk, und fragte ihn, warum er es mir
machte. „Um sich in dreyerley Gelegenhei-
ten desselben zu bedienen,“ antwortete er
mir. „Nähen Sie sich den Mund zu, wenn
Sie in Versuchung gerathen, etwas zur Un-
zeit zu sagen. Nähen Sie Ihren Beutel zu,
wenn Sie Ihre Freygebigkeit zu einem thö-
richten Aufwande verleitete. Den dritten
Fall des Nähens mögen Sie selbst errathen.“

Ich lachte über diesen spaßhaften Ein-
fall, und nahm die Schachtel mit der Ver-
sicherung, sie Zeit Lebens zu bewahren,
um mich seiner, und seines guten Rathes
zu erinnern. Ich begab mich nun auf den
Weg, hielt mich an den Ufern des Flus-
ses, und kam gegen Abend zu Cruz de
Caravaca an, wo ich mit einem Maul-
thiertreiber über eine Summe eins ward,
für welche er mich nicht allein bis Ciu-
dad Real, sondern bis nach Salamanka
führte.

III. KAPITEL.

Eslevanille kommt glücklich nach Salamanka, und begibt sich in die Kost zu einem Manne, der ihm behüflich ist, in die dritte Classe bey der Universität aufgenommen zu werden.

Nun sah ich mich endlich in dieser angenehmen Stadt, was ich längst schon so sehnlich wünschte, und begab mich sogleich nach dem Vierthel der Universität. Hier wendete ich mich an einen alten einäugigen Buchhändler, und erkundigte mich um einen guten Mann für Kostgänger. „Wenn Sie,“ antwortete er mir, „einen Mann suchen, der so wohl den Kopf seiner Kostgänger mit Gelehrsamkeit, als auch ihren Magen mit Leckerbissen speiset, so rathe ich Ihnen den Doctor Canizaroz. Er wohnt,“ fuhr er fort, indem er mir auf ein benachbartes Haus wies, „hier, und hält so guten Tisch, daß seine schlechtesten Mahlzeiten Gastmahle sind.“

Ich gutes Schaf glaubte dem schelmi-

schen Einauge , und begab mich sogleich in des Herrn Canizaroz Haus. Der Doctor empfing mich als einen neuen Kundmann mit aller Höflichkeit. Er war groß und hager, hatte einen schwarzen Bart, tief liegende Augen, und eingefallene Backen. „Lieber Gott,“ dacht’ ich mir, „dem Herrn will sein guter Tisch auch nicht wohl bekommen. Je nu, vielleicht ist seine Natur nicht anders; mein Oheim sagte oft, es gäbe Leute, die nichts als Haut und Knochen sind, und doch für Hunger dem Teufel ein Ohr abbeißen möchten.“

Canizaroz befragte mich nun um meinen Stand, meine Absichten in Salamanca u. s. w. und nachdem ich ihm geantwortet hatte, wie es mir gefiel, sagte er zu mir: „Herr Schüler, es soll Sie nicht gereuen, sich zu mir gewendet zu haben.“ Nun führte er mich zu höchst in seinem Hause in eine kleine Kammer, in welcher nichts zu finden war, als ein Schrank, zwey Stühle, und ein elendes Bett. „Hier sehen Sie,“ sagte er zu mir, „ist Ihr Zimmer, und da können Sie Ihre Sachen herbringen lassen.“ „O, ich habe keine Sa-

chen,“ antwortete ich; „aber ich habe Geld sie anzuschaffen; und um Sie aus aller Sorge zu bringen, bin ich auch bereit, Ihnen das erste Vierteljahr vorhinein zu bezahlen.“ Ich hatte kaum vernommen, daß er jährlich vierzig Pistolen von einem Kostgänger nähme, so zog ich eine gute Hand voll Dublonen aus meiner Börse, und gab ihm fünf davon.

Der Doctor betrachtete diese doppelten Pistolen mit innigem Wohlgefallen, und versicherte mich, daß er nach allen Kräften beytragen wolle, mich zu einem der gelehrtesten Schüler der Universität zu machen. Sein Interesse für mich hatte so zugenommen, daß er sogleich eine kleine Prüfung über meine Verwendung in Murcia vornahm. Nach einigen Fragen aus den schönen Wissenschaften befand er mich tauglich in die dritte Classe einzutreten, und trug sich auch an, mich selbst dem Rector, seinem besonders guten Freunde, vorzustellen, damit ich ohne weitere Prüfung angenommen würde. Somit endete er mit einer Ermahnungsrede, welche aber von der Glocke zum Abend-

essen unterbrochen wurde. Wir begaben uns also in den Speisesaal hinunter, in dessen Mitte ein langer Tisch stand, dessen beyde Seiten mit Schülern besetzt waren, welche, bis auf ein Paar ältere, alle von meinen Jahren waren.

Ich grüßte diese Herren, setzte mich, und fing an, ihre Portionen, welche alle gleichmässig waren, zu mustern. Es war eben ein Fasttag. Ein jeder hatte ein Stück Brot von sechs Loth, und zwey Teller vor sich, den einen mit zwey unter der Asche gebratenen Zwiebeln, den anderen mit einer Hand voll Nüsse. Die Mässigkeit dieser Mahlzeit wunderte mich, da sie den Lobsprüchen des Buchhändlers widersprach, da man aber Fasttag hielt, so tröstete ich mich mit der Hoffnung besserer Tage. Man brachte mir auch meine Schüsseln, nebst meinem Brote, und ein halb Nösel von Klosterweine, der so mit Wasser versetzt war, daß ich das bloße Wasser diesem ekelhaften Getränke vorzog. Der Hunger ist der beste Koch. Ich aß mein Brot und meine Zwiebeln, und knackte meine Nüsse so gierig, daß dem Doctor

von meinem guten Appetite kein Zweifel mehr übrig seyn konnte. Meine Mitgesellen halfen mir auch die Ehre des Schmaus zu retten. Kurz, alles wurde so fleißig gegessen, zerbissen, verzehrt, daß ein Sperling nicht einmahl die Überreste seiner Aufmerksamkeit würdig geachtet hätte.

Nach der Mahlzeit gingen alle Kostgänger in einen Hof, um freye Luft zu schöpfen. Ich folgte ihnen, hielt mich aber vorzüglich an den größten, der mich auf die Seite führte, und fragte, welcher feindliche Dämon mich in dieses Haus geführt habe. Mein Gespräch mit dem Buchhändler war meine Antwort. „O der böshafte Schelm!“ rief der Schüler mit lautem Gelächter aus; „er hat Sie zum Besten gehabt; er kennt unsere Mäßigkeit so gut, als die ganze Nachbarschaft.“

Ich. Beym Abendessen hab' ich wohl bemerkt, daß ich nicht bey dem besten Schilde zugesprochen habe, und ich kann Sie versichern, ich würde morgen des Tages ein anderes Kosthaus suchen, wenn ich nicht den tollen Einfall gehabt hätte, ein Vierteljahr vorhinein zu bezahlen.

Der Schüler. Ich würde schon längst aus diesem Kosthause gegangen seyn, wenn ich nicht mehrere Gründe hätte, hier zu bleiben.

Ich. Ey, was für Gründe können wohl mehr gelten, als der Hunger?

Der Schüler. Ich will sie Ihnen sagen. Doctor Canizarez ist, ohne Übertreibung, eben so gelehrt, als geitzig. Er hat die griechischen und lateinischen Schriftsteller der Alten vollkommen inne, und wenn er gleich schlechte Tafel hält, so lehrt er uns doch tausend schöne Dinge, und dieß macht, daß ich seine Nüsse und Zwiebeln übersehe.

Ich. Sie machen mir wieder Muth. Ich will gern Zwiebeln kauen, und Nüsse knacken, um ein Gelehrter zu werden.

Dieses Gespräch mit Dom Ramirez de Prado, so hieß der Schüler, wurde wieder unterbrochen. Es schlug die Glocke zum Schlafengehn. Wirchieden mit wechselseitigen Freundschaftsversicherungen, und ich begab mich zu meiner Kammer hinauf, wo ich mich in ein Bett legte, das härter als Marmor war, und wovon

die Tücher aus groben Servietten, die noch gröber zusammen genähet waren, bestanden. Dessen allen ungeachtet schlief ich wie eine Bergratte bis Glocke neun des Morgens. Beym Ankleiden trat mein Hausherr mit einem Manne in's Zimmer, den er mir mit folgenden Worten vorstellte: „Hier ist der Schneider von meinen Kostgängern, der Ihnen seine Dienste anbieten will; er ist der einzige seiner Art, geschickt und gewissenhaft.“

Ich hatte ein Kleid nöthig, und ward mit ihm einig, daß er mir für sechs Dublonen einen Anzug verfertigte. Kaum war der Schneider aus der Kammer, so kam die Stunde zum Mittagessen heran. Ich vermuthete zwar eine mäßige Mahlzeit, sie übertraf aber meine Erwartung. Man begünstigte uns zuerst mit einer Suppe, wie man sie den Jagdhunden gibt, damit sie die Witterung nicht verlieren. Die Brühe war klar, wie das hellste Brunnenwasser, und man sah schimmliche Brotkrinden darauf schwimmen. Jeder Schüler verschluckte seinen Theil mit einer bewundernswürdigen Entschlossenheit; ich

selbst wagte es, und es gelang mir, dieß unschuldige Getränke zu überkommen: ich war aber von dieser Gesundheitsbrühe so gesättiget, daß ich das nächste Gericht von Ziegenfüßen und Ziegenklauen nicht mehr genießen konnte.

Nach dieser Mahlzeit, die ohne Widerrede keine von den abscheulichsten in des Doctors Hause war, ging ich aus, Wäsche und Bücher zu kaufen. Nun waren mir nur noch zwanzig Dublonen übrig. „Lustig, Estevanille!“ dacht’ ich mir, „deine Goldstücke sind ziemlich im Gange. Zwanzig Dublonen, wirst du mir antworten, machen noch ein artiges Sümchen, und wenn sie auch alle sind, hast du doch noch einen Diamant. Ich gestehe es, das ist noch ein Hülfsmittel: aber rede offenherzig mit mir, bist du denn auch ein Kenner von Edelgesteinen?“

Diese letzte Betrachtung versetzte mich in eine Unruhe, von der ich mich stehenden Fußes befreyen mußte. Ich eilte nach dem großen Markte, wo die reichsten Handelsleute sind, und erkundigte mich bey einem Juwelier nach dem Werthe

meines Diamantes. Der Kaufmann schätzte ihn nach genauer Besichtigung auf hundert Pistolen. Hierauf fragte er mich, ob der Ring zu verkaufen wäre. Ich antwortete, nein; aber es könnte bald vielleicht darauf ankommen. „Gut,“ versetzte er, „bringen Sie ihn, wenn Sie wollen, so haben Sie ihr Geld dafür.“ Voll Freude verließ ich den Kaufmann, sah mich für einen zweyten Kröfus an, und eilte wieder nach Hause.

„Herr Gonzalez,“ sagte der Doctor zu mir, als ich nach Hause kam, „ich habe mit dem Professor der dritten Classe geredet, und er ist bereit, Sie auf mein Zeugniß ohne Prüfung anzunehmen; Sie können daher in das Collegium gehen, wenn es Ihnen beliebt.“ Diefes that ich auch, so bald ich mein neues Kleid hatte. Der Herr Canizarez führte mich selbst ein Mahl des Morgens, ehe die Lehrstunden angegangen, nach der Universität, und in das Zimmer des Licentiaten Guttierrez Hostigador, des Rectors der dritten Classe. Ich habe noch kein Gesicht eines Schulfuchses gesehen, in dessen Zügen die Eigenliebe

mehr ausgedrückt gewesen wäre, als dieses des Licentiaten. „Sie sehen hier,“ sprach mein Hauswirth, „den Menschen, mit dem ich die Zahl Ihrer Schüler vermehren will.“ Hierauf legte Guttierrez die eine Hand auf meinen Kopf, und redete mich also an: „Mein Freund, wenn ihr fleißig seyn werdet, so werden wir gut mit einander auskommen; seyd ihr aber faul und liederlich, so erkläre ich euch, werdet ihr große Noth mit mir haben.“

Ich versicherte den Rector, daß ich mich bestreben wolle, ihm Vergnügen zu machen. „Wenn das ist,“ versetzte er, „so könnt ihr noch diesen Morgen in meine Classe kommen. Am meisten empfehle ich euch die Aufmerksamkeit, damit euch nichts entwische; denn ich sage nichts, als vortreffliche Sachen.“ Mit diesen Worten beurlaubte er uns. Doctor Canizarez ging nach Hause, und ich in die Schule. Als ein neuer Ankömmling setzte ich mich mit einem bescheidenen Wesen auf die letzte Bank, und schickte mich, um die Zuneigung des Rectors zu gewinnen, an, aufmerksam zuzuhören.

Seine Ankunft veranlafste eine allgemeine Stille. Seine hochmüthigen Geberden machten mich Anfangs stutzen. Der grofse Mogul ist nicht so stolz, wenn er auf seinem Throne sitzt, als dieser Schulfuchs auf seinem Katheder war. Er liefs sich nicht daran begnügen, seinen Schülern in der Schule Furcht und Ehrerbiethung einzuflößen: nein, wenn er sich in dem Hofe des Collegiums befand, und einer seiner Schüler, vielleicht aus Übersehen, nicht sogleich den Hut vom Kopfe zog, rief er ihm beleidiget zu: „Ey, Freund, wo ist der Hut?“ Schmeichelte sodann die Antwort des Schülers seiner Eitelkeit nicht, so geboth er seinen Gerichtsdienern, das ist, den Schulwärtern, die ihm allezeit folgten, sich des Übermüthigen zu bemächtigen, und ihn in seine Classe zu schleppen, wo man ihm zeigte, dafs seine Beinkleider nur an einem Knopfe fest wären.

IV. KAPITEL.

Estevanille ist fleissig in den schönen Wissenschaften; sein Fleiss erkaltet. Er verlässt die Universität.

Ungeachtet der Strenge dieses Lehrers verfolgte ich meinen Fleiss durch sechs Monathe, und ward einer seiner besten Schüler. Ich las, nebst meinen Schularbeiten, unaufhörlich die Schriftsteller, welche mir Doctor Canizarez durch gelehrte Erläuterungen verständlich machte.

Ungeachtet meines Fleisses machte ich doch öfters einen kleinen Spaziergang an den anmuthigen Ufern des Tormesflusses. Dom Ramirez de Prado, der grosse Schüler, von dem ich schon vorher sprach, war gewöhnlich mein Begleiter. Er hatte gute Ursache, meine Gesellschaft anderen vorzuziehen; denn ich hatte Geld. Er borgte mir auch einiges ab, das er mir noch schuldig ist, und ich trug die Kosten von unseren Spaziergängen allein.

Dieser junge Mensch kannte die Welt nur zu wohl, obſchon er das Lehrſtift noch beſuchte. Er brachte ſeine meiste Zeit in Häuſern zu, wo er Lebensart lernte. Er hatte ſich mit einigen jungen Frauenzimmern bekannt gemacht, die ſich die Mühe geben wollten, ihm das Rauhe zu benehmen: unter anderen mit der Frau Dalfa, einer Doctorswittwe von dreyſſig Jahren, einem reizenden und unterhalten Weibchen. Auſſer dem, daß ſie ſelbſt Reitze genug hatte, eine Männerwelt in ſich verliebt zu machen, wohnte bey ihr noch eine Nichte, Bernardine, die man nicht ſehen konnte, ohne ſie zu lieben.

Eines Nachmittags ſchlug Dom Ramirez mir vor, mich zu dieſen Frauenzimmern zu führen, und ſagte mir, nichts bilde einen jungen Menſchen mehr, als der Umgang mit vernünftigen und witzigen Frauenzimmern. Ich lieſs mir es ohne Widerrede gefallen. Man empfing uns auf eine Art, aus der ich ſchließen konnte, daß mein Führer da recht gut ſtände. Die Frauenzimmer überhäuften mich mit Höflichkeiten, als ſeinen Freund, oder

vielmehr in der Absicht mich anzulocken. Wir hatten eine Unterredung von drey Stunden, wobey ich den Witz unsrer schönen Wittwe bewunderte. Allein noch mehr sprachen die Blicke der schweigenden Bernardine; sie drangen an mein Herz, und ich liebte, ohne zu wissen, was Liebe sey.

Ihre Reitze hatten meinen Kopf so sehr eingenommen, daß Dom Ramirez mir es leicht anmerken konnte, als wir wieder nach Hause kamen.

„Herr Gonzalez,“ sagte er zu mir, „wer soll leben, die Base, oder die Nichte? Für welche sind Sie?“ „Für die Nichte,“ antwortete ich ihm, „obschon die Base vollkommen liebenswürdig ist.“ „Ihre Offenherzigkeit macht mich aufrichtig,“ erwiderte er. „Ich bethe Frau Dalfa an. So können wir beyde unserer Neigung folgen, da wir keine Nebenbuhler sind.“

Hätte ich diesen Besuch nicht wiederholt, so hätte ich diese Frauenzimmer über meinen Arbeiten wieder vergessen. Allein einige Tage darnach sagte Dom Ramirez zu mir: „Ich habe Ihnen eine glückliche Nachricht zu bringen. Sie ha-

ben Bernardinen gefallen. Ich weiß es aus den Munde der Base, welcher sie es anvertrauet hat. Als Ihr Freund halte ich es für meine Pflicht, Ihnen diese Nachricht aus der Schule zu schwatzen. Wenn Sie es dahin bringen könnten, daß Ihnen dieses Mädchen ihre Hand gäbe, woran ich kaum zweifle, so können Sie für Ihre übrige Lebenszeit gute Tage haben; denn sie ist die einzige Erbinn eines überreichen Oheims. Suchen Sie sich also bey ihr in Gunst zu setzen; ich will Sie morgendes Tages wieder hinführen. Nur verdriest es mich, daß ich keinen Heller habe. Hätte ich Geld, so würde ich etwas für die Zähne bereiten lassen. Die Damen sehen es gern, wenn man diese Art von Aufwand für sie macht; ja es gibt sogar einige, die in diesem Stücke so empfindlich sind, daß das Glück des Liebhabers davon abhängt."

Hier unterbrach ich hitzig die Rede meines Gefährten. „Ey, mein Freund!" rief ich, „das ist bey der Hand. Ich habe noch einige doppelte Pistolen, wovon keine lebendige Seele etwas zu fordern hat."

In der That war mein Wasserfüchtiger nicht mehr am Leben. Ich zog während meiner Rede einige Dublonen aus meinem Beutel hervor, gab sie dem Dom Ramirez, und fragte ihn, ob es genug wäre. „Ohne allen Zweifel,“ versetzte er; „aber fein gemacht! ich bitte Sie. Ich sehe, Sie sind zu freygebig. Ich muß Ihnen Zügel anlegen; lassen Sie mich mit ihren Goldstücken haushälterisch zu Werke gehen. Ich nehme die Veranstaltung des kleinen Zwischenmahls über mich, und verspreche, daß es Sie wenig kosten, und viele Ehre machen soll.“

Ich hätte mich zwar bey dieser Gelegenheit des Zwirns und der Nadel erinnern sollen, welche mir der Wirth von Molina geschenkt hatte; allein ich hielt meine Dublonen für so gut angewendet, daß ich Ramirez noch vielen Dank wußte, daß er auf diese Lustgesellschaft gedacht hatte.

Wir gingen also wieder zu unseren Schönen, welche uns mit noch mehr Höflichkeiten, als sonst, überhäuften. Sie stellten sich Anfangs, als wenn sie stutzten, als sie die Erfrischungen sahen, welche Ramirez

bereiten liefs, und die in einigen Körben von Früchten, nebst vielen Arten von abgezogenen, und theils warmen, theils in Eis gekühlten Getränken bestanden. „Meine Kinder,“ sagte Donna Dalfa, „nehmt mir es nicht übel, daß ich auf euch schmähle wegen dem Aufwande, den ihr gemacht habt; ihr seyd junge Leute, und braucht euer Geld leicht weiter.“ „Meine Schöne,“ antwortete ihr mein Freund, „ich bin es nicht, der Sie bewirthe; es ist Herr Gonzalez, der, Gott Lob, reich genug ist, täglich dergleichen Erfrischungen zu geben, ohne daß es ihm beschwerlich fiele. Er hat weder Vater noch Mutter, und ist also eigener Herr über sein Vermögen.“

Ich versicherte nun selbst meine Damen, daß dieses nur eine Kleinigkeit sey, worauf sie gar nicht achten sollten. Nun fing Herr de Prado eine so übertriebene Lobrede meiner Freygebigkeit anzustimmen an, daß ich gerade so unerfahren seyn mußte, als ich wirklich war, um nicht zu bemerken, daß die ganze Gesellschaft gegen mich verschworen sey, und die Absicht habe, mich zu Grunde zu richten.

Dieſs erfolgte auch. Ich ward täglich verliebter, machte täglich mehr Geſchenke, ſtellte ſo viele Mahlzeiten in ihrem Hauſe an, daß meine Dublonen verſchwanden, und mein Ring zum Juwelier ſpazierte.

Ich hatte kein Geld mehr übrig, als der Doctor Canizarez, dem meine Unordnung verdächtig war, die Bezahlung für das laufende Vierteljahr, welches eben zu Ende ging, begehrte. Sein Mißtrauen verdroß mich, ſo gerecht es war; ich befriedigte ihn alſo auf eine ſtolze Weiſe, und zog im nähmlichen Augenblicke aus ſeinem Hauſe. Ich miethete ein Zimmer in einem Winkel der Stadt; und da ich den Reſt meines Vermögens beſah, der ſich auf nicht mehr als vier Piſtolen belief, ſo faßte ich den Entſchluß, die Wiſſenſchaften und meine Liebeshändel aufzugeben. Weder den Betrieger Ramirez, noch ſeinen Anhang wollt' ich mehr ſehen.

Eines Morgens, da ich aus der Kirche des heil. Stephans ging, begegnete mir ein Bedienter in prächtiger Kleidung. Er grüßte mich, und da ich ihn längere Zeit beſah, erkannte ich in ihm einen meiner

Mitschüler. „Wie, Mansano?“ sprach ich zu ihm, „Sie sind, wie ich sehe, auch der Schule ungetreu geworden?“ „Sie haben es errathen,“ antwortete er mir. „Die Grausamkeit des Tyrannen der dritten Classe hat mir allen Fleiß aus dem Leibe gejagt, und da ich Gelegenheit fand, meinen Ältern, die eben nicht reich sind, nicht mehr zur Last zu seyn, so habe ich eine Bedientenstelle bey dem Bischofe dieser Stadt angenommen. Diess ist ein Prälat von grossen Verdiensten und gutem Hause, und er lebt vollkommen wie ein geistlicher Fürst. Sein Pallast ist immer voll der vornehmsten Herrschaften, und eine seiner Mahlzeiten wäre hinreichend, ein ganzes Hospital eine Woche lang zu versehen. Wie glücklich sind wir Bediente bey ihm! Wir essen, trinken, spielen, schlafen; und haben wir einige Jahre so bey ihm geschwelgt, so versorgt er uns auf das beste.“

Ich wünschte dem Mansano Glück; und als wir uns trennten, gerieth ich in tiefe Gedanken. Ich bereuete es, daß ich ihn nicht angesprochen hatte, mich auf einen

eben so guten Posten zu bringen, obschon mir meine Eitelkeit und meine Geburt den Abstand zwischen derselben und diesem Stande vorstellte. Die nahe und unvermeidliche Dürftigkeit nöthigte mich, diesen Anschlag zu fassen. Ich ging also ohne Verzug des nächsten Tages nach dem bischöflichen Pallaste, und fragte nach Mansano. Dieser hatte nicht so bald die Ursache meines Besuches erfahren, als er zu mir sagte: „Unser Prälat hat alle seine Leute; aber Dom Christoval de Gaviria, sein Neffe, der bey ihm in diesem Pallaste wohnt, hat einen Bedienten nöthig. Ich will Sie dem Haushofmeister empfehlen. Kommen Sie morgen wieder, und dann will ich Ihnen sagen, ob Sie auf diesen angenehmen Dienst bey dem lebenswürdigsten Herrn der Welt rechnen dürfen, oder nicht. Es würde mich sehr freuen, mit meinem gewesenen Mitschüler Tischgenosse im bischöflichen Pallaste zu seyn.“

Ich bezeugte mich sehr höflich gegen Mansano; denn von dieser Seite wenigstens hatte mir der Umgang mit Bernardinen genutzt. Ich erwartete mit Unge-

duld den Ausschlag von dieser Unterhandlung, und sie gelang zu meinem Vortheile. Mein Freund empfahl mich bey dem Haushofmeister, und dieser stellte mich dem Dom Christoval vor, der mich sogleich in seine Dienste nahm.

V. KAPITEL.

*Estevanille dienet dem Dom Christoval de Gavi-
ria, und hat den Verlust dieses Dienstes
seiner Unvorsichtigkeit zuzuschreiben.*

So war ich nun mit allen meinen Wissenschaften Bedienter bey einem jungen Herrn. Dom Christoval war in seinem ein und zwanzigsten Jahre, und so liebenswürdig, daß er mir bey dem ersten Anblicke die größte Zuneigung einflößte.

Der Bischof, sein Oheim, hatte ihm vor kurzem seinen Hofmeister genommen, und nun genoß er zu seinem größten Vergnügen der vollkommenen Freyheit, hinzugehen, wo er hin wollte, ohne jemanden

Rechenſchaft zu geben. Er war ein Liebhaber des ſchönen Geſchlechts, und in beſtändige Liebeshändel verwickelt. Ich, und ein alter, ernſthafter, andächtiger Kammerdiener machten ſeine ganze Bedienung aus. Mein Herr hielt mich, ſo unerfahren ich auch war, für geſchickt, einen Bothſchafter, und nach einiger Erfahrung wohl auch einen Spürhund abzugeben. „Gonzalez,” ſagte er einſt zu mir, „ich habe Zuneigung gegen dich gefaßt, und will dir zum Beweiſe mein Herz öffnen.”

Ich hückte mich bis an den Boden, und nun fuhr er fort: „Wiſſe, mein Freund, daß ich durch Vermittlung eines alten Mütterchens mit einem Mädchen Bekanntſchaft gemacht habe, dem ſchönſten, lebenswürdigſten Mädchen in ganz Salamanka. Gehe in meinem Nahmen zur Pepita,” ſo heißt die Alte, „und ſag’ ihr, daß ich vor Verlangen brenne, eine zweyte Unterredung mit dieſem Mädchen zu erhalten.”

Überzeugt, daß mein Herr bis über die Ohren verliebt ſey, flog ich zur Pepita,

(Gonzalez, I, Th.)

F

welche in einem Winkel nahe an der Barfüßerkirche wohnte. Denken Sie sich ein Weib von mehr als siebzig Jahren, viertelhalb Schuhe hoch, aus Haut und Knochen zusammen gesetzt, mit kleinen, rothen, triefenden Augen, und einem Munde, dessen Unterlippe die Oberlippe verschlinget; so haben Sie das Gemählde dieser alten Hexe.

Als ich mein Gewerbe angebracht hatte, sagte sie höflich zu mir: „Mein Kind, sagen Sie ihrem gnädigsten Herrn, er könne heute Abends für gewiß seine Schöne hier sehen, ob es gleich einige Schwierigkeiten hat, da es darauf ankommt, ihren Bruder, welcher ein sehr strenger Tugendhüter seiner Schwester ist, hinter das Licht zu führen.“ Hierauf gab ich ihr, meinem Auftrage zu Folge, eine Börse mit einigen Pistolen, welche sie mit der Versicherung annahm, daß sie diese eiteln weltlichen Schätze gewiß trotzig wegwerfen würde, wenn sie nicht von den redlichen Absichten meines Herrn überzeugt wäre. „Melden Sie, mein Täubchen,“ fuhr sie fort, indem sie mich mit ihren dürrn Krallen

unter dem Kinne streichelte, „was ich Ihnen gesagt, und lassen Sie mich nun meinen Rosenkranz zu Ende bringen.“

Ich eilte nun nach Hause, und hatte nicht so bald meinem Herrn diese fröhliche Nachricht gebracht, als er mir ein Geschenk von zehn Pistolen machte, mit dem Versprechen, daß ich auf seine Freygebigkeit rechnen dürfe, wenn ich fortführe, ihm mit diesem Eifer zu dienen. Von diesem Augenblicke an machte ich den Voratz, immer lieber die Rolle des Vertrauten eines Verliebten, als des Liebhabers selbst zu spielen; denn nun war ich beyde Schulen durchlaufen. Die Schäferstunde rückte heran, und nun schlichen wir uns unter Begünstigung der Nacht in Pepita's Haus.

Die Heldinn des Liebshandels war schon da. Ich sah sie auch nicht bey dem Eintritt; denn ich blieb mit der Alten in einer Art von Vorzimmer, welches bloß durch einen hölzernen Verschlag abgesondert war, wodurch ich mehr als die Hälfte des Gespräches vernehmen konnte. Wie verlegen war ich, als ich Bernardi-

nens Stimme erkannte? Ich glaubte mich vor Wuth nicht mehr halten zu können. Da ich aber bedachte, daß mich das Mädchen ganz und gar nichts mehr anginge, so sagte ich zu mir selbst: „Die Buhlschwester mag den Dom Christoval, und noch tausend andere betriegen! Ich bin los von ihr.“

Um mich aber doch für ihre bosshafte Verstellung zu rächen, da sie gegen mich immer die Tugendhafte spielte, beschloß ich, mich ihr beym Weggehen zu zeigen. Ich hoffte mich an ihrer Verwirrung zu weiden; allein ich schmeichelte mir mit einer falschen Hoffnung. Wenn ich mich Bernardinen auch unter die Augen stellte, es half nichts; sie ward gar nicht verwirrt, sondern ging mit einer Unverschämtheit fort, die mich aller Sinne beraubte.

Als wir nach Hause gekommen waren, rühmte mir mein Herr sein Glück über alles; und da er alles erzählt zu haben glaubte, was ihm Glückliches widerfahren war, nahm ich das Wort: „Ich freue mich,“ sagte ich, „daß Sie mit Bernardi-

nen so wohl zufrieden sind.“ „Wie? Bernardine?“ rief er. „Ey, wer hat dir ihren Nahmen gesagt? Kennest du sie?“ „O nur zu gut,“ erwiderte ich, „wie Frau Dalfa, ihre Base. Kurz, wenn ich sie niemahls gesehen hätte, so hätte ich auch nicht die Ehre, Ihr Bedienter zu seyn. Mein drey Monathe langer Umgang mit ihr kostete mich hundert Pistolen, die ich zur Erlernung der schönen Wissenschaften bestimmt hatte. Was mich aber am meisten ärgert, ist, daß sie mir nicht einmahl das Vergnügen, mich an ihr durch üble Nachrede zu rächen, gestattet, da sie sich immer als die tugendhafteste Person gegen mich betrug.“

Diese letzten Worte sprach ich so unwillig aus, daß mein Herr lachen mußte. Die Strenge, über die ich mich beklagte, war ihm entzückend, und so stellte er sich, als ob er Mitleiden gegen mich fühlte. „Der arme Mensch!“ sagte er in einem spöttischen Tone. „Bernardine hätte mit einem so zärtlichen Liebhaber besser umgehen sollen. Das erste Mahl, da ich sie wieder sehe, will ich es ihr verweisen.“

Ich liefs ihn lachen und spotten, so lange er wollte, und hätte gewifs seine Reue erfahren, wenn ich noch länger, als zwey Tage, in dem bischöflichen Pallaste geblieben wäre. Die Ursache meiner so frühen Abreise war folgende.

An der bischöflichen Tafel traf sich alle Mahl ein Zirkel der vornehmsten, und also auch oft, wie man leicht denken mag, der allerwunderlichsten Leute. Vor allen zeichnete sich ein alter Ordensritter aus, dessen grauer Schedel eine unordentliche Bibliothek bedeckte. Er hatte in dem Lehrstifte die alten Dichter gelesen, und eine große Menge von Stellen aus ihnen auswendig behalten. Er führte immer die Nahmen Virgil, Ovid, Horaz, Persius, Tibull, Juvenal, u. s. w. im Munde. Gewöhnlich traf es sich aber, daß er die Stellen dem unrechten Dichter zuschrieb. Ich war gerade zugegen, als er eine Stelle des Horaz dem Persius zuschrieb. Ich konnte mich nicht enthalten, und sagte zu ihm: „Mein Herr, die Stelle, welche Sie dem Persius zuschreiben, ist aus dem Horaz.“ Ich hatte kaum den Mund ge-

schlossen, als er schrie: „Schurke! es schickt sich nicht für einen Bedienten, meine Worte zu verbessern.“ „Warum denn nicht?“ antwortete ich. „Als Bedienter gebe ich Ihnen zu trinken, und als Gelehrter verbessere ich Ihre Worte.“

Die Gesellschaft lachte; der Ordensritter fluchte, und mein Herr befahl mir, mich zu entfernen. Nach Tische kam ich zu meinem Herrn, und dieser verabschiedete mich augenblicklich unter tausend Versicherungen, daß es ihm sehr schmerzlich falle, er sich aber in der Nothwendigkeit befände, den Ritter auf diese Art zu besänftigen. Und nun verließ er mich, nachdem er mir dreyßig Pistolen geschenkt hatte. Ich netzte seine wohlthätigen Hände mit Thränen, stammelte Danksayungen, und verließ den bischöflichen Palaß, nachdem ich meine Liverey weggelegt, und mein Schulkleid wieder angezogen hatte.

VI. KAPITEL.

Estevanille kommt zu dem Licentiaten Salablanca, Dechanten der Stiftskirche zu Salamanca, in Dienste.

Ich miethete mir wieder das Zimmer, welches ich vor kurzer Zeit verlassen hatte, und beschloß, einen neuen Dienst abzuwarten; denn ich hatte Geschmack an dem Dienen gefunden. Ich speiste täglich in einem Wirthshause, in welches ansehnliche Leute kamen, und unter diesen auch ein Cantor der Stiftskirche, Namens Venegas. Mit diesem Cantor machte ich gar bald Bekanntschaft, und als er mich eines Tages fragte, was ich hier in Salamanka mache, so erzählte ich ihm ganz offenhertzig meine Geschichte vom ersten Eintritte in das Haus des Doctors Canizarez, bis zu dem Druckfehler, der sich in die Citation des Ordensritters eingeschlichen, und dessen Verbesserung mich um meinen Dienst gebracht hatte. Ich hatte kaum

meine Erzählung zu Ende gebracht, als er in ein Gelächter ausbrach, daß alle Tische im Saale zitterten; denn seine Stimme war so tief und ausgiebig, daß man eine Orgel zu hören glaubte, wenn er sprach, oder sang. Nachdem er wieder zu sich gekommen war, both er mir seine Dienste an, mir um einen neuen Herrn umzusehen.

Er hielt auch Wort. Einige Tage nachher sagte er zu mir. „Freund Gonzalez, ich habe für Sie einen Dienst gefunden, der vielleicht noch Ihrem Dienste im bischöflichen Pallaste vorzuziehen seyn wird. Der Dechant Salablanka hat einen Bedienten nöthig, der zugleich Secretärsdienste versehen muß. Ich halte Sie für gemacht für diesen Dienst. Salablanka ist ein wahrhaft frommer Mann, ein Priester nahe an die sechzig Jahre, beständig gleich, freundlich und gütig.“

Venegas führte mich auch gleich nach Tische zu den Licentiaten. „Herr Dechant,“ sagte er, „hier bring’ ich Ihnen den jungen Menschen, von dem ich mit Ihnen sprach. Estevanille Gonzalez ist von gutem Hause, ein Waife, den die Noth

zu dienen zwingt. Er hat mit großem Ruhme die Universität verlassen. Er ist ehrliebend, witzig und redlich. Ich bin Bürge für ihn.“ „Er könnte keinen bessern Bürgen haben,“ antwortete der Dechant, „und ich danke Ihnen für dieses wahrhaft wichtige Geschenk.“ Der Cantor war wahrhaft vergnügt über den vortheilhaften Ausschlag seines Unternehmens, und verließ uns.

„Gonzalez,“ sagte nun mein neuer Herr zu mir, „ich glaube, du kennest deine Pflichten als Bedienter, so wie ich meine als Herr kenne; laß uns beyde die unsrigen erfüllen, so werden wir gut mit einander auskommen. Betrachte mich als deinen Vater, wie ich dich als meinen Sohn.“ Bey diesen Worten fiel ich ihm zu Fusse, und betheuerte ihn, daß ich nicht unterlassen wolle, seine Güte zu verdienen. Er hieß mich wieder aufstehen, und sprach nun: „Du bist nicht mehr im bischöflichen Pallaste, und wirst keine Leckerbissen auf meinem Tische finden; du mußt dich also in deine Lage zu schicken wissen. Nun kannst du gehen, deine Sachen herzuholen.“

Ich that es auch, und da ich nach ein Paar Stunden zurück kam, fand ich den Dechant bey seiner kleinen Abendmahlzeit in einem Saale, wo er sich mit seinen Hausgenossen, einem alten Koche und einer Haushälterinn, die vollkommen nach den Vorschriften des geistlichen Rechtes war, unterhielt. Ich that mein Geschäft als Mundschenke, und gab auch manchemahl meinen Text zu ihren Gesprächen. Als der Dechant nun ein Stückchen von seinem Schöpsbraten gegessen hatte, ging er nach seinem Zimmer hinauf, um uns in vollkommener Freyheit unsere Abendmahlzeit halten zu lassen.

Bey Tische wufste ich gar bald das Gespräch auf meinen Herrn zu lenken, und da vernahm ich deutlich genug, daß er ein gutmüthiger Israelit sey, bey dem ich ganz zufrieden leben könnte. Unter anderem war die Rede der Frau Leonore, so hieß die Haushälterinn, nicht unwichtig. „Man nennt zwar unseren Herrn geitzig,“ sagte sie; „allein obschon er ein Geistlicher ist, kann man sich doch irren. Vielleicht gibt er den Armen im Verborgenen, und dieß

ist doch immer besser gethan, als wenn man es unter Trompetenschall thut."

Als wir abgespeiset hatten, welches sehr bald geschah, da eine kleine Schöpskeule drey gefunden Personen nicht lange Zeit Unterhaltung gewähret, so stieg ich in das Zimmer meines Herrn hinauf, wo ich ihn in tiefem Gebethe antraf. Nachdem er dieses zu Ende gebracht hatte, stand er von seinem Bethschämel auf, und da ich bemerkte, daß er zu Bette gehen wolle, schickte ich mich an ihn auszuführen.

Hierüber that der Licenciat einige Fragen über meine Herkunft an mich, und da ich sie beantwortet hatte, sagte er mit vieler Theilnahme zu mir: „Unglücklicher Gonzalez, wie sehr bedaure ich dich wegen deinem Unglücke; da es aber der Himmel einmahl so haben will, so mußt du es ohne Murren ertragen. So viel an mir ist, will ich die Strenge deiner Dienstbarkeit mildern, und du sollst es gar nicht spüren, daß du einen Herrn hast."

Diese Worte bezauberten mich so, daß ich mich aus Liebe für ihn hätte in Stücke zerhauen lassen: ein Beweis, wie viel

an dem Herrn liegt, wenn ihn seine Diener lieben. Die verwirrten Antworten, die ich gab, mußten ihm zeigen, daß wenn es mir gleich an Beredtsamkeit fehlte, ich doch warme Empfindungen hätte. Er schlug mich sanft auf die Schulter, und sagte mit Lächeln: „Ich habe gute Hoffnung, mit dir wohl zufrieden zu seyn. Dein Vorgänger hat nur funfzehn Pistolen Lohn gehabt; ich will dir zwanzig geben, dir zu zeigen, wie lieb du mir bist.“

Ich ließ meinen Herrn zu Bette gehen, und dann verfügte ich mich auch in meine Lagerstätte, die aber so schlecht war, daß sie der in meinem Kostgängerhause ziemlich ähnlich kam. Da ich ohnehin nicht schlafen konnte, so machte ich mich früh aus dem Bette, damit mein Herr mich, wenn er aufstände, das gewöhnlich sehr früh geschah, auch gleich zu seinem Befehle bereit, und angezogen fände. Dieß gefiel ihm um so mehr, und da ich ihm seine Geschäfte, die er mir anvertraute, so verrichtete, daß er vollkommen mit mir zufrieden war, so ward ich ihm von Tag zu Tage immer werther,

Ich war beynahe schon einen Monath bey ihm, als er eines Abends beym Essen in tiefe Gedanken versank. Er unterhielt sich nicht nach seiner gewöhnlichen Art mit uns, und beantwortete alle unsere Reden mit Seufzern. Nachdem er mir ausdrücklich verboth, ihn auszukleiden, begab er sich in sein Zimmer, wo er sich einschloß. „Dies ist,“ sagte der Koch zu mir, „eine der unglücklichen Zeiten. Diese trüben Wolken verziehen sich aber bald, und ich hoffe gewiß, bis Morgen sehen wir ihn wieder ganz heiter.“

Auf diese frohe Vermuthung suchten wir alle die Betten, und der Schlaf rüstete sich schon, mir die Augen zuzudrücken, als es mir vorkam, ich hörte die Stimme meines Herrn. Ich horchte, und fand mich gar bald überzeugt, daß er es sey, der in seinem Zimmer auf und ab ginge, und über seine Unruhen Selbstgespräche hielte. Vergebens spitzte ich die Ohren, und konnte nichts vernehmen, als Vorwürfe, die er sich machte, und Geißelstreiche. Die ganze Nacht hörte er nicht auf zu reden, sich zu geißeln und zu martern.

Bey Anbruche des Tages ging er aus, und kam nach drey Stunden heiter und fröhlich nach Hause, da ich ihn doch noch trauriger wieder zu sehen vermutete. Er ließ mich mit sich in sein Zimmer hinauf steigen, und schloß die Thür hinter uns zu. „Gonzalez,” sagte er, „ich will dir alle meine Geheimnisse vertrauen. Wisse, daß ich einen wichtigen Sieg erfochten habe. Ich habe den Geitzteufel unter die Füße getreten. Ich hatte drey hundert Thaler gesammelt. Mein Herz hing an ihnen; aber der gütige Gott hat mir Stärke gegeben, und ich habe sie in einen Gotteskasten geworfen, und mich somit dieser Bürde entlediget.”

Ich wußte nicht, was ich bey dieser Rede denken sollte, und da er meine Verwunderung bemerkte, fuhr er fort: „Wisse, daß ich von Natur geitzig bin. Meine Sittenlehre ist mit dieser Neigung in ewigem Streite. Ich bin niemahls ruhiger, als wenn ich gerade so viel habe, als ich zu meinem und meiner Hausleute Unterhalte nöthig habe. Geschieht es nun, daß ich einigen Überfluß habe, so vergeß ich,

daß es den Armen gehört, und häufe und spare zusammen. Aber der Geitz genieset nicht ungestraft seines Sieges; Mildthätigkeit und christliche Liebe bekämpfen ihn, und haben ihn, Gott sey Dank, immer noch zu Boden geworfen."

Hierauf fiel der gewissenhafte Dechant in seiner freudigen Entzückung vor seinem Kreuze nieder, und brachte über eine Viertelstunde in seinem Dankgebethe zu, daß sich sein heiliges Rasen erbaute. Ich konnt' ihn nicht genug bewundern. Als er aufgestanden war, sah er wieder fröhlich aus, und sprach: „Nun bin ich recht vergnügt, aber innerlich noch mehr, als ich aussehe. Ich ermahne dich, mein Sohn, es eben so zu machen. Wo du entbehrliches Geld hast, trag' es zum Armenhaufe."

Ich lächelte über seinen gottseligen Rath, der mir durchaus nicht behagen wollte. „Mein Herr," antwortete ich den Licentiaten, „wenn ich eine Pfründe hätte, die mir mehr als das Nothwendige eintrüge, so wollt' ich euch nachzuahmen suchen, obschon ihr mir unnachahmlich scheint. Bedenkt aber, daß ich ein armer

Teufel bin, und daß mein ganzer Vermögensstand höchstens zwanzig Pistolen beträgt, die ich mir im vorigen Dienst' erspart habe. Kann mir nicht was Widriges zustossen? Wenn ich lange keinen Herrn kriege, würd' ich mir nicht vorwerfen müssen, daß ich zur Unzeit mildthätig gewesen bin?"

„Ganz gut,“ antwortete der Dechant, „wenn es erlaubt wäre, sich um künftige Bedürfnisse zu bekümmern; aber die Zukunft darf uns nicht zum Vorwande dienen, die Armen um unsern Überfluß zu betriegen.“

Ich hörte alle diese schönen Reden wie Märchen an. Zwey Monathe nachher mußst' ich von den Obereinnehmer des Stiftes neuerdings zwey hundert Thaler hohlen. Er legte sie in seinen Kasten, und verwahrte sie drey Wochen lang. Plötzlich ward mein heiliger Mann wieder schwermüthig. Kaum bemerkt' ich es, so sagt' ich zu ihm: „Herr Dechant, ich bin nun einmahl ihr Vertrauter; es ist meine Pflicht, daß ich euch Erleichterung verschaffe, wo ich kann. Ich weiß nur zu gut,

(Gonzalez, I. Th.)

G

was jetzt in eurem Herzen vorgeht. Der Geitz und die christliche Liebe liegen einander in den Haaren, und der Ausgang des Streits ist ungewiss. Ich will euch lehren, wie ihr aus dem Irrgarten kommt."

„Ja, lieber Estevanillo," sagte der Dechant, „ich kämpfe Tag und Nacht mit meinem Feinde, der mir immer neue Kräfte zu gewinnen scheint. Hilf mir ihn zu Boden zu werfen." „Herzlich gern," antwortete ich; „wir wollen's an der Stelle thun. Nichts ist leichter; Sie geben mir die verhassten Geldstücke, und ich trage sie in den Gotteskasten am Eingange des Bernardiner Klosters."

Mein Herr befann sich noch ein Weilchen: endlich sagte er aber: „Gut; ich willige darein." Mit diesen Worten gab er mir den Beutel. „Hier hast du das Opfer; gehe, laufe, fliege, mein Kind, und melde mir bald, daß es geschehen ist."

Indessen mein Herr in seinem Zimmer einige Seufzer über den Verlust seines Geldes ausstieß, ging ich nach dem Bernardiner Kloster, um mich meines Auftrages zu entledigen. Ich würde es auch gewiss

gethan haben, wenn mich der Geitzteufel nicht aus Bosheit versucht hätte, um sich an dem Bedienten seines Besiegers zu rächen, da er es an diesem nicht vermochte. Eben, als ich die Kirche erreicht hatte, hielt er mich auf, und sprach: „Wohin gehst du, unsinniger Estevanille? Willst du Wasser in den Strom tragen? Du irrst, wenn du glaubst, daß die Armenhäuser Mangel leiden. Viele bemittelte Personen unterstützen sie so reichlich, daß ihr Tisch immer wohl besetzt ist, und durch die Vermächtnisse, die ihnen zufallen, werden ihre Einkünfte täglich größer. Ausser dem werden ihre Güter nicht so, wie bey grossen Herren, von schelmischen Aufsehern geplündert: sie haben ehrliche Leute zu Verwaltern, die sich um Gottes willen ihrer Sachen annehmen, und nicht aus Eigennutz. Sey klug, und wirf das Geld, das dein gutes Glück dir in die Hand spielt, nicht in einen solchen Gotteskasten. Denk' an dich selbst; wer weiß, wie bald du es nöthig hast. Am Ende kommt dir ohne dieß ein Theil davon mit Rechte zu; denn der Dechant hat es ja den Armen zuge-

dacht. Wie geringe bleibt also dein Fehler, wenn es ja doch einer ist."

Durch diese Gedanken gewann der Teufel mein Gewissen, und ich beredete mich selbst, daß ich nichts Arges thäte. Ich nahm, statt in die Kirche zu gehen, meinen Weg nach dem großen Markt, wo ich meine Thaler bey einem Wechsler gegen Dublonen und Quadrupeln umsetzte, um sie leichter fortbringen zu können. Nun kehrt' ich nach Hause zurück, wo mich der Licentiat ungeduldig erwartete. „Glück zu, mein Herr!" rief ich ihm entgegen, „die Sache ist geschehen. Sie können nun Ihr Gewissen ganz beruhigen."

„Es ist mir lieb," antwortete er, „daß es vorbey ist. Ich danke dir; und du kannst froh seyn, daß du auch einen Theil an dem guten Werke hast."

„Es freuet mich unendlich," versetzte ich; „sollten Sie sich wieder ein Mahl von einer solchen Herzensangst befreyen wollen, so schmeichle ich mir, daß Sie ferner von meinen geringen Diensten Gebrauch machen werden."

Der Dechant versicherte, daß er nicht

anders zu thun Willens sey. Gleichwohl nahm er zu einem andern Mittel Zuflucht, als er einige Monathe hernach wieder einen beträchtlichen Überschuss von Geld hatte, und von seinen Gewissenszweifeln geplagt wurde.

Er kaufte nämlich eine große Menge von moralischen und theologischen Büchern zusammen, bey denen er die Ruhe seines Gemüthes zu finden hoffte. Da er eine tiefe Betrachtung über diese Sache vor dem Kreuze angestellt hatte, rief er mich zu sich. Als ich herbey kam, fand ich ihn in sehr heftigen Wallungen.

„Was fehlt euch, mein liebster Herr?“ fragte ich ihn mit einer besorgten Miene. „Wollen Sie zu einem guten Werke Zuflucht nehmen, und werd' ich auch wieder meinen Theil daran haben?“

„O Gonzalez,“ antwortete er mit tiefen Seufzern, „was ist der Teufel für ein Schelm! Ich bildete mir ein, ihn betrogen zu haben: und er ist's, der mir auch diesen Fallstrick gelegt hat, worin ich mich wieder habe fangen lassen. Die christliche Liebe, dacht' ich, werde mit diesem Kaufe

zufrieden seyn können. Was für ein Blendwerk! Alle diese Bücher sind ihr und mir nichts nütze, wie vortrefflich sie auch an sich seyn mögen. Ich lese ja gar nicht; denn ich muß fast alle meine Zeit im Gebethe zubringen. Wozu also dieser ganze unnütze Haufen? Wie vielen Armen wäre mit dem Gelde geholfen gewesen, das er mir gekostet hat! nun ist es nichts, als ein eitler, sündhafter Zierath in meiner Wohnung!”

So strafbar schien dem gewissenhaften Dechanten ein solcher Aufwand zu seyn, daß er sich gar nicht darüber zufrieden geben wollte. Ein Vertrauter hat immer das Recht, einen guten Rath zu ertheilen; ich stellte also meinem Herrn vor, daß sein Fehler wohl wieder vergütet werden könnte. „Man dürfte nur,” sagte ich, „alle diese Bücher wieder zu dem Buchhändler bringen, von dem Ihr sie gekauft habt. Er wird sie gegen einen billigen Abzug wieder annehmen, und so kann ich ja das Geld in aller Eile nach dem Armenhause tragen. „Vortrefflich!” rief der Licentiat. „Der Himmel hat dir diesen Gedanken

eingegeben. Gonzalez, ich will ihn auf der Stelle befolgen."

Sogleich befahl er mir ein Paar Träger zu hohlen, was ich mit grossem Eifer that, wie man leicht wird denken können. Nur gefiel es mir nicht recht, daß der Dechant mit zum Buchhändler gehen wollte. Dieser Mann war aber kein anderer, als der alte Einäugige, der die Kostgänger so gut unterzubringen wußte. Obschon es den Kaufleuten sonst nicht gar zu lieb ist, wenn man ihnen eine verkaufte Waare zurück bringt, so nahm doch der Buchhändler die seinige sehr höflich wieder an, und gab dem guten Dechant von den zwey hundert Thalern, die er bekommen hatte, hundert funfzig zurück.

Ich bemächtigte mich ohne Umstände des Geldes, und steckte es in einen Beutel, den uns der Buchhändler noch unentgeltlich dazu gab. Als wir auf der Gasse waren, sagte ich zu meinem Herrn, daß er nur wieder nach Hause gehen könnte, und daß ich bald zurück kommen würde. „Nicht doch, mein Kind!“ antwortete er, „ich will mit dir gehen.“

„Wozu, mein Herr?“ sagte ich nach einigem Stillschweigen; „sollten Sie etwa ein Mißtrauen in mich setzen?“

„Bewahre der Himmel!“ versetzte der Dechant. „Nein, mein Kind, ich kenne deine Treue. Ich hätte keine Ursache, mit dir zu gehen, als mich dieser guten Handlung desto mehr zu freuen: weil es dir aber so vorkommt, als hätte ich einen Verdacht gegen dich, so will ich nach Hause gehen. Geh denn, und richte dein gottseliges Gewerbe allein aus.“ Nach diesen Worten drehte er sich um, und ich eilte zu dem Wechsler, wo ich für meine Thaler wieder Dublonen eintauschte.

Mein Beutel, wie Sie sehen, fing an, ein wenig rund zu werden; und in der Hoffnung, ihn mit der Zeit noch mehr zuzurunden, war ich der vergnügteste junge Mensch in Spanien. Jedoch ein trauriger Zufall betrog mich in meiner Erwartung. Der Dechant ward wenige Tage nach dem Vorfalle mit den Büchern krank. Er ließ die berühmtesten Ärzte von Salamanka zu sich kommen, nahm hunderterley Arzeneyen ein, und starb. Kaum hatte

er die Augen zugemacht, als alle seine Verwandten in der Meinung herbey kamen, daß der Verstorbene viel Geld hinterlassen habe; sie wurden aber in ihrer Erwartung sehr getäuscht, da sie nur einige alte Thaler vorräthig fanden, die er zu täglichen Ausgaben bestimmt hatte. Ich sagte ihnen, daß sie sich darüber weder zu wundern, noch zu beklagen hätten, weil der Licentiat allen seinen überflüssigen Vorrath an Gelde in die Armenhäuser getragen hätte, denen es seiner Überzeugung nach von Rechts wegen zugehörte. Die Verwandten, die mit der Erbschaft schlecht zufrieden waren, theilten die Sachen, welche sie fanden, so gut sie konnten, unter einander, und zogen mir, als ob sie errathen hätten, daß ich mich eigenhändig bezahlt gemacht, über die Hälfte von meinem Lohne ab. Das mußte für den Antheil, den ich an den guten Werken des alten Herrn gehabt hatte, schon hingehen.

VII. KAPITEL.

Estevanilles Besuch bey Venegas. Ein neuer Dienst.

So bald ich aus dem Dienste war, ging ich zu Venegas. Ich traf einen italienischen Geistlichen an, der königlicher Capellan zu Salamanka war. „Mein armer Gonzalez,“ sagte der Cantor, als ich eintrat, „ich bin immer unmuthig, wenn ich Sie sehe. Ich bedaure von Herzen, daß Ihr gutes Glück von so kurzer Dauer war. Ich hatte diesen jungen Menschen,“ fuhr er fort, indem er sich an den Capellan wendete, „bey den Licentiaten Salablanca, der kürzlich gestorben ist, untergebracht. Es war eine gute Stelle, und es ist Schade, daß es nur so kurz damit gedauert hat: denn er ist ein braver Mensch, eifrig, treu, und dazu noch von guter Herkunft; auch hat er es in den schönen Wissenschaften ziemlich weit gebracht.“

Der Italiener betrachtete mich, während

daß Venegas so redete, aufmerksam von Kopf bis zu den Füßen. Es sey nun, daß er wirklich einen Bedienten brauchte, oder daß er sonst eine Ursache hatte, mich auf der Stelle zu sich zu nehmen; genug, er sagte zu Venegas: „Wenn der junge Mensch will, so kann er in meine Dienste treten. Er gefällt mir, und ich werde nicht vergessen, daß er euch lieb ist. Wenn er Lust hat, seinen Verstand weiter auszubilden, so werde ich ihm mit Vergnügen dabey Hülfe leisten. Ich gebe ihm das, was er bey dem Dechant gehabt hat. Er kann es nun überlegen, und wenn er damit zufrieden ist, so wißt ihr, wo ich wohne, und könnt ihn mir schicken.“ Mit diesen Worten, die er mit großer Freundlichkeit sagte, umarmte er den Venegas, und ging fort.

„Nun wohlan!“ sagte der Cantor, als wir allein waren, „wie gefällt Ihnen dieser Herr, und was denken Sie von dem Vorschlage, den er Ihnen gethan hat?“ „Mir scheint dieser Geistliche ein rechtschaffener Mann zu seyn,“ antwortete ich. „Meinen Sie nicht, daß ich gut thäte, die Stelle anzunehmen?“ „Wohl, mein

Freund!" erwiderte er; „aber ich muß Ihnen sagen, daß ich ihn erst seit einigen Tagen kenne. Ich weiß, daß er ein alter Baccalaureus aus Calabrien, und königlicher Capellan hier in der Stadt ist; seine Pfründen sollen ihm auch ein Gutes einbringen. Mehr weiß ich Ihnen nicht von ihm zu sagen. Obschon er ein Italiener ist, und etwas im Gesichte hat, das ich nicht recht auszulegen weiß, so kann er doch ein ehrlicher Mann seyn. Indessen," fuhr er fort, „scheint mir, daß Sie ohne weitere Bedenklichkeit in seinen Dienst gehen können? Was ist auch für eine Gefahr dabey? Sind Sie nicht mit ihm zufrieden, so können Sie Ihren Abschied nehmen." „Das ist alles wahr," sagte ich zu Herrn Venegas, „und ich bin bereit, es mit dem Herrn Capellan zu versuchen. Wenn mich meine Ahndung nicht betriegt, so wird er mir den Verlust meines guten alten Dechants ersetzen."

Gleich den folgenden Tag führte mich der Cantor zum Baccalaur, der mich so gütig empfing, daß ich ganz davon entzückt wurde. Er machte mir neue Ver-

sicherungen, daß er sich meinen Fortgang in den schönen Wissenschaften besonders angelegen seyn lassen wollte. Venegas, der mir in der That gut war, zeigte sich von den guten Gefinnungen des Capellans für mich sehr gerührt. Er dankte ihm dafür, und ging fort, in der Zuversicht, daß ich es da so gut, als bey dem Licentiaten, haben würde. Ich dachte nichts anderes; ja, ich fand meinen neuen Herrn meiner ganzen Ergebenheit noch würdiger, als den vorigen. „War der Dechant,” sagte ich bey mir selbst, „ein tugendhafter Priester: so ist es dieser gewiß nicht weniger. Das Ansehen hat er mindestens; denn er sieht so blaß her, wie ein Todter. Dabey glaube ich, daß er ungleich mehr Verstand und Kenntnisse hat.” — Wirklich besaß der Calabrier unendlich mehr davon. Auch brachte er den halben Tag, und bisweilen noch einen Theil der Nacht unter seinen Büchern zu, wovon er einen Schatz besaß. Er war Klosterbruder, ich weiß nicht in welchem Orden, und Rector der Philosophie gewesen, und galt mit Recht für einen gelehrten Mann.

Sein Haus machte übrigens eben so, wie bey dem Dechant, eine alte Haushälterinn, ein Koch und ich aus. Er machte auch keinen größern Aufwand, obwohl man ihn für reicher hielt. Er trug sein Geld nicht in die Sparkasten der Spitäler, und ließ es damit genug feyn, wenn er den Bettlern an der Kirchenthüre eine Hand voll Maravedis, der kleinsten Münze in Spanien, zuwarf. Es wollte mir nicht recht gefallen, daß er so viel Lärmen mit seinen Almosen machte. Sonst hätte man ihn beynahe für einen Heiligen halten mögen. Er ging ernsthaft daher, mit niedergeschlagenen Augen, und sein ganzes Aussehen predigte die Abtödtung des Fleisches.

Er hielt sein Wort darin, daß er mir mit Achtung begegnete. Als er sah, daß ich nicht unwissend in den schönen Wissenschaften sey, bezeugte er viele Freude darüber, und sagte mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit, daß es ihm sehr lieb sey, mich bey sich zu haben. „Ja, mein Kind,“ fuhr er mit Lebhaftigkeit fort, „du hast sehr glückliche Anlagen; ich will

etwas aus dir machen: es wäre ewig Schade, einen Menschen, der seinen Naturgaben nach eine bessere Rolle in der Welt spielen soll, im Herrendienste verfauern zu lassen."

Er begleitete seine schönen Versprechungen mit einigen Umarmungen, um mir zu zeigen, daß es ihm von Herzen ginge. Ich war so durchdrungen von Dankbarkeit gegen diese ausnehmende Güte, daß ich mich nicht enthalten konnte, den Venegas zu besuchen, und ihm meine Freude zu bezeugen. Der gute Cantor, anstatt hierüber vergnügt auszusehen, ward tief-sinnig und finster. „Was ist Ihnen?" sagte ich. „Nehmen Sie keinen Antheil an meinem Glücke? Woher kann diese Veränderung kommen?"

„Ich bin noch immer der alte gegen Sie," antwortete Venegas, „und Sie können niemahls so glücklich seyn, als ich es wünsche."

„Wozu denn also," erwiederte ich, „dieses traurige Stillschweigen, da Sie hören, wie viel Güte der Baccalaureus für mich hat? Ich kann nicht anders denken, als daß Sie es nicht gern sehen."

Mein Freund wollte mit seinen Gedanken nicht heraus, und ich wußte gar nicht, was ich vermuthen sollte. Ich setzte ihm so lange zu, sich darüber zu erklären, und mir nichts zu verhehlen, bis er endlich zu reden anfang. „Ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen soll, daß ich Ihnen den Dienst verschafft habe, womit Sie so wohl zufrieden sind. Ich fürchte nur zu sehr, daß ich unschuldiger Weise Ihre Jugend den Angriffen eines verkehrten Menschen bloß gestellt habe. Alle diese Freundschaftsbezeugungen des Calabriers kommen mir übertrieben vor, und sind mir daher verdächtig. Indessen,“ setzte er hinzu, „kann es seyn, daß ich mich zu voreilig beunruhige, und daß mein Verdacht dem Charakter des Baccalaureus zu nahe tritt. Außer dem haben Sie, so jung Sie auch sind, Verstand genug, den Häuchler, wenn er einer ist, durch die Maske zu erkennen.“

Ich hatte an dem, was mir der Cantor sagte, genug; und da ich mich dabey auf gewisse Reden besann, die ich im Hause des Canizarez gehört hatte, so

kehrte ich zu meinem Italiener mit einem Vorurtheile zurück, das mir seine Gefälligkeiten sehr widrig machte. Ich war auf meiner Huth gegen ihm, und er konnte nichts thun, das ich nicht zu seinem Nachtheile ausgelegt hätte. Seine verbindlichen Reden vermehrten nur mein Mißtrauen, und die Blicke, die er auf mich warf, ob sie schon im Grunde vielleicht ohne böse Absicht waren, schienen mir strafbar. Eines Tages, da ich mit ihm in seiner Bibliothek war, nahm er einen Virgil, und schlug ihn auf. Er gab ihn mir, und sagte: „Laß ein Mahl sehen, Estevanille, ob du diese Ekloge verstehst. War es von ungefähr, oder absichtlich; es war eben die Ekloge, die sich mit dem Verse anfängt:

Formosum pastor Corydon ardebat Alexin.

Ich hatte sie im Collegio erklären gehört, und wußte sie fast auswendig. Es kostete mir nicht viel Mühe, sie ins Castilianische zu übersetzen. Während ich nun alle Aufmerksamkeit darauf wendete, gab mir der Calabrier, vermuthlich um mir seine Zufriedenheit darüber zu bezeigen, einige leise Schläge auf die Schultern,

(Gonzalez, I. Th.)

H

zupfte mich sanft an den Ohren, und kneipte mich in die Backen. Das schien mir ernsthaft zu seyn; ich ergriff, ohne mich viel zu besinnen, die Flucht, und liefs den alten Coridon stehen.

VIII. KAPITEL.

Estevanille reiset nach Madrid.

Ich hatte schon so oft von Madrid, als einem Weltwunder, reden gehört, daß mir die Luft anwandelte, es zu sehen. Ich war im Stande, diese Reise auf eine angenehme Art zu thun, und dort in einer ansehnlicheren Gestalt, als die ein Livereybedienter vorstellt, zu erscheinen. Ich konnte ziemlich gut schreiben, war klug, nicht ohne Witz; es konnte mir selbst bey Hofe nicht fehlen. In dieser guten Meinung von meinen Verdiensten kauft' ich ein kleines Maulthier, und reiste an einem Morgen vor Sonnenaufgang ab.

Ich nahm meinen Weg nach Penaranda , wo ich gegen Abend glücklich ankam. Den nächsten Tag ging es schon nicht so gut. Ich sah bey dem Eintritt' in Alt. Castilien zwey Wege vor mir liegen , die mich ein wenig irre machten. Da ich keinen Menschen wahrnahm , der mich hätte zurecht weisen können , so mußte ich's dem guten Glücke überlassen. Der eine dieser zwey Wege führte nach Avila , und der andere nach Segovia. Ich schlug den letzten ein , vermuthlich , weil ich es für meine Sünden so verdient hatte. Ich mußte zwischen den Gebirgen durch einen Weg , der einem Reisenden , wenn er noch so leichte Taschen hat , Schrecken einjagen kann. Nur ein Mensch , der das Land gar nicht kannte , konnte diesen gefährlichen Durchzug versuchen. Auf ein Mahl ging der Weg in einen jähen Absturz aus , und an dem Fusse des Gebirges erblickte man gräuliche Löcher. Jeder Augenblick stellte mir neue Schreckbilder vor , die sich aus den Höhlen zu erheben schienen : ich zitterte an allen Gliedern vor diesen fantastischen Gestal-

ten. Ich stellte mir vor, daß ich an diesem schrecklichen Orte mein sauer verdientes Vermögen mit meinen Leben, würde lassen müssen, und flehte den Himmel um Beystand an. In diesem Augenblicke standen zwey Kerl vor mir, so plötzlich, als ob sie von den Höhlen ausgespien wären; ihre breiten, drohenden Säbel, und ihre schrecklichen Gesichter machten mir das Blut in den Adern wie Eis erstarren. Sie waren halb nackt, und schienen mir von riesenhafter Gröfse zu seyn.

Diese Halbmenschen pflanzten sich vor mein Maulthier hin, und bathen mich ganz kaltblütig, den Huth in der Hand, um ein Almosen. Ihr demüthiges Bezeigen benahm ihnen jedoch das fürchterliche Ansehen nicht. Ich warf ihnen einige kleine Münze zu, die ich zu mir gesteckt hatte. Die Bettler sahen übel aufgeräumt darein, und griffen meinem Thiere in den Zügel. „Mein junger Herr,” sagte einer von ihnen, indem er mich aus dem Bügel hob, und ein wenig unsanft auf den Boden fallen ließ; „wir wollen ein Mahl sehen, ob Ihr Beutel nicht mehr vermag.”

Hierauf durchsuchten sie meinen Mantelsack sehr sorgfältig, und nahmen etwa hundert Pistolen, die ich darin hatte, in Beschlag. Die Räuber sahen sich nun wieder nach mir um, und da sie mich vor Schrecken mehr todt, als lebendig fanden, so ermunterten sie mich, gutes Muths zu seyn; denn sagten, sie „es sollte mir kein Leid wiederfahren.“

Kaum hatt' ich mich ein wenig erhohlt, als aus der nähmlichen Höhle ein ganzer Trupp wunderlicher Leute hervor kam; Männer und Weiber, einige zu Fuß, andre auf Maulthieren oder Eseln. Ich merkte nun, daß ich unter eine der ansehnlichsten Zigeunerbanden gerathen war. Die Mannspersonen trugen aufgeschnittne Halskragen, und Röcke, die ihnen kaum die Hälfte vom Leibe bedeckten, so zerissen waren sie. Von den Weibsbildern waren einige ziemlich wohl gekleidet, aber auf eine seltsame Art mit Halsketten, Schaustücken und Armbändern geputzt. Die andern hatten nur ein halbes Hemd um den Leib hangen, und diese Kreaturen thaten sich dabey gar lieblich bey den

Mannsleuten herum. Die zwey Herren, die meine Säcke so gut geleert hatten, gebotten mir bey Lebensstrafe, ihrer Bande zu folgen, und so zogen sie Paar für Paar den engen Pafs hindurch. Nachdem wir einige hundert Schritte gemacht hatten, kamen wir aus dem Gebirge heraus, und traten in eine Ebene, wo wir uns gegen einen dichten Wald schlugen. Hier trafen wir einen schönen Platz an, durch den das klarste Wasser floss.

Wir machten Halte an diesem Orte, den ich sehr anmuthig gefunden haben würde, wenn ich in besserer Gesellschaft gewesen wäre. Nun schlossen diese Leute ihre Schnappfäcke auf, und tischten sich in dem Grase ihr halb verdorbenes Fleisch und alte Stücke Brot auf, womit sie sehr reichlich versehen waren, so wie mit Weine, den sie in Kürbisflaschen mit sich führten. Ich mußte mich bequemen, mit ihnen zu essen, und zu trinken, so wenig Lust ich dazu hatte; denn so bald ich mir den geringsten Widerwillen merken liefs, griffen sie an ihre Säbel; ein Mittel, das mich so geschmeidig machte, wie

einen Handschuh. Am Ende brachten sie mich so weit, daß ich meinen neuen Rock auszog, und dafür eine alte Zigeunerjacke umwarf.

Nach einer Mahlzeit von drey bis vier Stunden fing sich der ganze Haufen zu regen und zu drehen an, als ob sie alle unsinnig geworden wären; dieß sollte einen Tanz vorstellen. Sie waren alle gut im Zuge, sich recht lustig zu machen, und setzten sich vor, die Nacht in dem Walde zuzubringen, als zwey von ihnen, die ein wenig auf die Seite gegangen waren, das Freudenfest mit der Nachricht unterbrachen, daß die heilige Hermandad nicht weiter, als dreyszig Schritte von ihnen wäre. Diese Nachricht machte ihnen jedoch so gar bange nicht; denn sie verließen sich auf ihre Anzahl, und glaubten den Feind wohl empfangen zu können. Als sie sich gefaßt machten, dem Zuge von Häschern entgegen zu rücken, brach noch ein Haufe von Diebsfängern von einer andern Seite ein, der den Zigeunern plötzlich allen Muth benahm. Sie machten sich nun auf die Flucht, und

ich lief mit ihnen davon, ohne zu wissen, was ich that. Die Häfcher setzten uns so hitzig nach, daß sie uns bald einholten, und die meisten von uns gefangen nahmen. Sie banden uns mit Stricken, und theilten sich wieder in zwey Haufen, wovon der eine seine Gefangenen nach Segovia, und der andere nach Avila führte.

Ich war mit unter der Bande der Unglücklichen, die man nach Avila brachte; man steckte mich mit den übrigen in ein finsternes Loch unter der Erde. Am Morgen des folgenden Tages kam der Richter ins Gefängniß, um uns zu verhören, und mein Unglück wollte, daß er bey mir anfing. Er stutzte Anfangs ein wenig über meine Jugend. „Du treibst sehr früh ein böses Handwerk, Bursche!“ sagte er.

„Gnädiger Herr,“ antwortete ich ziemlich kaltsinnig, „das Kleid macht nicht den Mann. Ob ich schon wie ein Zigeuner aussehe, so kann ich Sie doch versichern, daß ich keiner bin.“

„Das mache du andern weis, versetzte

der Richter, und ohne es der Mühe werth zu halten, mich weiter anzuhören, ging er zu den andern Gefangenen, die mit mir im Kerker waren. Er fragte sie, ob sie von den Zigeunern wären, die in der vorigen Nacht von den Häschern ergriffen wurden. Sie sagten, ja, weil sie wohl sahen, daß es ihnen wenig helfen würde, das Gegentheil zu behaupten. Damit liefs es der Richter gut seyn; ein Schreiber mußte die Nahmen von uns allen aufzeichnen, worauf sie sich entfernten.

Ich rief diesem wackern Diener der Gerechtigkeit noch an der Thüre nach: Sehen Sie wohl zu, gnädiger Herr, was Sie thun. Bringen Sie nicht einen Unschuldigen ins Unglück. Ich gehöre nicht zu diesen Buben von Zigeunern: ich bin von ihnen beraubt, und wider Willen genöthigt worden, diese verhexten Lumpen anzuziehen.“ Der Richter achtete nichts darauf; er ging fort, und nach einer Stunde trat der Gerichtschreiber wieder herein.

„Wo ist der Herr Estevanille Gonzalez?“ sagte er mit einem aufgeräumten Wesen? „Hier ist er,“ rief ich; Was haben Sie ihm

zu überbringen?" „Eine gute Zeitung," antwortete er mir, „und wofür ich nicht einmal etwas verlange; denn es ist hier alles *gratis*. Er ist verurtheilt, „setzte der unzeitige Spötter hinzu, „die Leiter hinauf zu steigen, und dem Volke mit den Fersen den Segen zu geben."

Der lachende Ton des Schreibers, und die lustige Manier, womit er mir ankündigte, daß ich gehängt werden sollte, brachte mich Anfangs auf den Gedanken, daß er nur seinen Spass mit uns treibe. Er las aber gleich darauf das förmliche Urtheil vor, das uns insgesammt zum Strange verdammt. Ich brach in lautes Wehklagen aus, und kehrte mich bitterlich weinend zu den Zigeunern. „Ihr Bösewichter!" rief ich, „wollt ihr nicht einem Unschuldigen, den ihr ins Verderben gebracht habt, mit einem einzigen Worte das Leben retten? Was gewinnt ihr dabey, wenn ich nun gehangen werde?" Die Zigeuner brachen in ein helles Gelächter aus, als sie mich so jammern hörten, und kümmerten sich im Geringsten nicht um meine Angst.

Der Gerichtschreiber liefs sich nicht merken, dafs er hiervon etwas gehört habe; er nahm mich bey der Hand, und führte mich in einen Saal, wo ein ehrwürdiger Pater Franciscaner stand. „Da, Herr Pater,” sagte er zu dem Ordensmanne, „fangen Sie mit diesem Burschen an; lassen Sie ihn beichten, und sich auf seinen Weg in die andere Welt bereit machen!” Ich warf mich dem Barfüßer zu Füfsen, und bath ihn flehentlich um seinen Schutz. Ich erzählte ihm meinen Unfall mit den Zigeunern. Der Gerichtschreiber ging, ohne ein Wort zu sagen, weg, und liefs mich mit dem Beichtvater und dem Nachrichter allein.

„Mein Freund,” sagte nun der Geistliche zu mir, aus dem, was ihr gesagt habt, muß ich urtheilen, dafs ihr euch den Zorn des Himmels durch eure anderen Missethaten zugezogen habt; denn die Gerechtigkeit Gottes bedient sich oft der menschlichen, um die Sünder zu bestrafen. Murret also gar nicht über dieses Urtheil, und seht euern Tod vielmehr für eine Züchtigung an, für die ihr der strafen-

den Hand des Himmels danken müßt. Ihr habt nur mehr einige Augenblicke, die ihr gut anwenden könnt. Beichtet eure Sünden, und bittet Gott um Vergebung."

Diese gottseligen Gedanken des Barfüßers machten mir jedoch wenig Lust, aus der Welt zu gehen. Indessen that der heilige Mann alles, um mich zu einem seligen Tode vorzubereiten. Seine fromme Beredtsamkeit, und die fürchterliche Aussicht auf den Galgen erweichten denn endlich mein hartes Herz; ich spürte eine aufrichtige Reue über meine Sünden, und indem ich mich an die Diebereyen, die ich zu Murcia und Salamanka begangen hatte, erinnerte, hielt ich mich des schmähhlichen Todes werth, der mir bevor stand.

In diesem Augenblicke trat der Richter mit dem Schreiber und einem gefangenen Zigeuner herein. „Herr Pater," sagte er, „lassen Sie es mit Ihren erbaulichen Ermahnungen genug seyn. Der junge Mensch soll dieß Mahl mit der Furcht davon kommen. Die ehrlichen Leute, mit denen er eingefangen worden, sagen aus, daß er

unschuldiger Weise unter sie gekommen sey. Hier ist ein anderer, den Sie zu dem Feste vorbereiten können, das wir den Einwohnern von Avila mit einer Execution geben sollen." Mit diesen Worten ging der Richter fort, und befahl mir, ihm zu folgen.

Wir kamen in ein Zimmer, wo mir Wein gereicht wurde; und als ich mich von meinem Schrecken ein wenig erholt zu haben schien, sagte mir der Richter, daß ich frey wäre. Man öffnete auf seinen Befehl die Thüren und ich zog ab ohne mein Geld, meine Sachen, und mein Maulthier, die aus den Händen der Zigeuner in die Klauen der Gerechtigkeit fielen.

IX. KAPITEL.

Es geht besser: Estevanille kommt zu Madrid an.

Als ich in meinen Lumpen auf die Gasse kam, liefen mir die Leute wie einem Wunderthiere nach, und trieben ihr Ge-spött mit mir. Ich kehrte mich wenig daran, sondern ich ging gerade zu in eine Kirche, um Gott für meine Befreyung zu danken. In einem Winkel warf ich mich auf den Boden, und gelobte dem Himmel meine Besserung an; ich war so gerührt, daß ich Thränen vergoß, und mit In-brunst an meine Brust schlug.

Ein alter Bürger von Avila, der einige Schritte weit von mir seinen Rosenkranz bethete, bemerkte mich. Er ward von meiner Andacht so erbauet, daß er an der Kirchthüre wartete, um mich zu sprechen. Als ich hinaus kam, redete er mich mit diesen Worten an: Junger Mann, Sie

scheinen fremde in dieser Stadt zu seyn: und nach dem Äußerlichen zu urtheilen, sind Sie nicht in den besten Umständen." Ich sah den Alten traurig an, und anstatt zu antworten, fing ich an zu weinen. „Mein Kind," fuhr der Alte fort, „Sie dauern mich. Wollen Sie mir Ihr Herz eröffnen, ich bin ein Freund von allen rechtschaffenen Leuten: reden Sie, ich nehme Theil an Ihrem Unglücke."

Diese Worte gaben mir die Sprache wieder. „Mein Herr," sagte ich, „da Sie so gütig sind, sich, ohne mich zu kennen, um mein Schicksal zu bekümmern, so darf ich Ihnen nichts verhehlen. Sie werden gestehen, daß ich Mitleid verdiene." Ich erzählte ihm hierauf meine Geschichte: er hörte aufmerksam zu, umarmte mich dann, und sagte mit Thränen in den Augen: „Sie haben durch Ihr Unglück wenigstens einen Freund erworben; kommen Sie mit mir in mein Haus." Er behielt mich acht Tage bey sich, während dem er mich kleiden ließ. Da er hörte, daß meine Absicht noch immer war, nach Madrid zu gehen, schickte er mich mit einem Mauleseltrei-

ber dahin , mit zwanzig Pistolen in der Tasche , und einem Empfehlungsschreiben an einen Goldarbeiter Namens Lezcano , der einer von seinen Freunden war. Lezcano nahm mich mit vieler Höflichkeit auf , und versprach , sich meiner wegen alle Mühe zu geben. Da er mir jedoch weder Tisch noch Wohnung anboth , so war ich genöthigt , mich in einem Wirthshause unterzubringen. Es verging beynahe ein ganzer Monath , während dem ich die Seltenheiten dieser grossen Stadt besah. Ich setzte meine Besuche bey dem Goldarbeiter fleissig fort , und erhielt immer die schönsten Versprechungen. Inzwischen verlief die Zeit , und mein Geld fing augenscheinlich an , ein Ende zu nehmen. Ich tröstete mich in diesen Umständen mit dem Vertrauen auf die Vorsehung , das mir der fromme Licentiat Salablanca eingeflößt hatte.

Ich irrte mich auch in meiner Erwartung nicht ; als ich das nächste Mahl zu Lezcano kam , ging er mir entgegen , und hiess mich willkommen. „Ich wollte Sie eben aufluchen ,“ sagte er , „um Ihnen

zu melden; daß ich endlich einen Dienst gefunden habe, wie er sich für Sie schickt. Sie können morgen bey Dom Enrique de Bolagnos, einem Herrn von gutem Adel, der noch unverheirathet, und sehr reich ist, in Dienste treten. Er ist ein wenig menschenscheu; darnach werden Sie sich zu richten wissen. Et hat nur einen einzigen Bedienten, dem er hundert Thaler Lohn, und täglich sechs Realen für Kost gibt; denn er hält keinen Tisch zu Hause. Sie werden in ihm einen der großmüthigsten Cavaliere an ihm kennen lernen.

Ich dankte Lezcano für seine Sorgfalt, und wurde den folgenden Tag bey Dom Enrique eingeführt. Dieser Herr war ein Mann von vierzig Jahren, von gutem Ansehen, und sehr wohl gebildet. Als ich vor ihm erschien, sah er mich steif an, und sagte zu meinem Führer: „Der junge Mensch sieht gut genug aus: er kann da bleiben, denn ich brauche ihn sogleich.“

X. KAPITEL.

Gonzalez und Dom Enrique werden Freunde.

Mein vierter Herr las den Morgen auf seinem Zimmer, ging gegen Mittag aus, und kam erst gegen zehn oder elf Uhr des Abends zurück. Er verlangte von mir nichts, als daß ich Zimmer und Kleider sauber hielt. Der ganze Nachmittag war mein. Doch war ich immer früher, als er, zu Hause, wodurch er mich besonders lieb gewann, und allmählich immer herablassender, und vertrauter ward. Was mich besonders neugierig machte, war ein großes Buch, in dem er täglich einige Zeilen des Abends einschrieb, und wieder einige ausstrich. Ich ward bald so dreist, daß ich mich an ihn selbst um Aufschluß wendete. Er lächelte, und antwortete nur: „Ich verzeihe dir die Begierde, dieses geheimnißvolle Buch kennen zu lernen, an dem ich über zehn Jahre

gearbeitet habe. Hier siehst du es: es ist das Verzeichniß meiner Freunde, und enthält, so stark es ist, nur ihre Nahmen und den Zeitraum unserer Freundschaft."

„Glücklich," rief ich, „wer so viele Freunde hat! Aber diese Nahmen sind ja alle durchstrichen?" „Du mußt wissen," sagte er, „daß ich alle diese Nahmen geschrieben habe, wenn ich glaubte, daß mich diese Personen liebten, und daß ich sie auslöschte, wenn ich einsah, daß ich mich irrte."

„So habt ihr sie zu hart auf die Probe gestellt," sagte ich.

„Sie haben sich selbst bloß gegeben," antwortete er. „So sehr ich auf sie bauete, so hat mir doch jener meine Geliebte entwendet, und dieser meine Schwester zu verführen gesucht."

Ich lief alle Blätter durch, und fand höchstens fünf, bis sechs undurchstrichene Nahmen auf der letzten Seite. „Herr," sagte ich, „nun nimmt es mich Wunder, daß ihr so wenig Freunde habt."

„In einigen Tagen," sagte er, „werden vielleicht noch weniger da seyn. Glaubst

du mir, daß ich schon genöthigt war, sie alle auszustreichen? Mein Vater allein ist mir getreu geblieben."

Am dritten oder vierten Abende sagte er zu mir: „Gonzalez, hohle mir das Verzeichniß. Ich will einen Auditor des Staates von Castilien, und einen Ritter von Alcantara austreichen: du sollst mir aber erst rathen. Man hat vorgestern vor ihnen übel von mir gesprochen; der Auditor hat dazu geschwiegen, der Ritter hat mit eingestimmt. Was denkst du von ihnen?"

„Den einen," sagte ich, „streicht aus, den andern werft ins Wasser." „Recht so," sagte Enrique. „Ich streiche sie aus, und fürchte darum nicht, für gar strenge zu gelten."

„Da auf vier bis fünf hundert Seiten alle ausgestrichen sind, so werdet ihr auch die übrigen, die noch da stehen, früh oder spät austreichen," sagte ich.

„Du hast die Blätter nicht recht angesehen," sagte Enrique. „Auf der dritten Seite stehen noch drey Nahmen, die wahrscheinlich Weise immer stehen bleiben werden. Der erste ist der Nahme eines alten Menschen, der noch ledig ist, und

den ich länger, als dreyßsig Jahre, kenne. Ich habe mit ihm studiert. Wir haben keine Geheimnisse gegen einander. Sein Vorthail ist der meinige, und meine Angelegenheiten sind die seinigen. Ich bin Herr über seinen Beutel, so wie auch er mein ganzes Vermögen in seinem Gebrauche hat. Kurz, wir sind in der genauesten Freundschaft mit einander alt geworden, und die Gewohnheit, uns täglich zu sehen, hat ihrer Stärke nichts benommen. Der zweyte ist der Nahme eines deutschen Officiers, der mir in einem Ehrenhandel beygestanden hat, und der sein Leben mehr als ein Mahl für mich gewagt hat. Und der dritte ist ein artiger Mann, dem ich von langer Zeit her schuldig bin, ohne dafs er mich nur ein Mahl gemahnt hat.

Indem ich das Verzeichniß noch ein Mahl durchsah, glaubte ich einen vierten wahrzunehmen, der nicht weggestrichen wäre; mein Herr zeigte mir aber einen schwachen Strich darüber. „Mit Ihrer Erlaubniß, mein Herr!“ sagt’ ich, „wozu ist diese? Vermuthlich ist es ein zweydeuti-

ger Freund, mit dem Sie noch nicht völlig im Reinen sind.“ „Nein,“ antwortete mein Herr, „ich weiß ganz gut, wie ich daran bin. Es ist ein alten Licentiat aus Galicien, der in seiner Jugend nach Madrid kam, um sein Glück da zu machen. Ich hab' ihn gekannt, da er kaum zu leben hatte. Es waren die angenehmsten Augenblicke meines Lebens, die ich mit ihm zubrachte. Nach langer Zeit gelang es ihm bey Hofe; jetzt lebt er in Überflusse, und meidet alle, die ihn vor seinem Wohlstande gekannt haben. Der Mann hatte wohl Recht, der Gott täglich bath, er möchte seine Freunde nicht reich werden lassen.“

XI. KAPITEL.

*Gonzalez wird Edelknahe bey dem Herzoge von
Ossone.*

Ich hatte nicht übel gerathen, als ich vermuthete, daß noch alle Nahmen würden ausgestrichen werden; denn in einem Monate geschah es wirklich. „Es ist genug,” sagte Enrique; „ich will gar keine solche Liste mehr halten: es gibt nichts zu thun, als einzuschreiben und auszustreichen.” „Sie haben wohl Recht,” antwortete ich; „es wäre nun wohl der Mühe werth, auch mit den Geliebten einen Versuch zu machen.” „Nun, bey meiner Ehre,” rief er mit Lachen; du kennst die Weiber gut; ich habe wenig Lust, eine so überflüssige Probe anzustellen.”

„O! was das betrifft,” versetzte ich ebenfalls lachend, „ich bin auch ein wenig mit dem schönen Geschlechte bekannt. Meine Kenntnisse haben mir zwar einige

Pistolen gekoltet; man kriegt sie nun aber schon nicht anders."

„Das wäre ziemlich viel für dein Alter, Estevanille!" fiel mir mein Herr ins Wort. „Laß doch hören, wie du so gelehrt geworden bist."

Ich erzählte ihm nun meine Geschichte mit Frauenzimmern, die ihn nicht wenig belustigte. Darauf rieth er mir ziemlich ernsthaft, mich vor diesen Geschöpfen in Acht zu nehmen.

So wenig nun aber der Ritter von seinen Freunden hielt, so ging er doch mit ihnen um, wie mit ehrlichen Leuten. Er speiste mit ihnen, und lud sie auch zu sich. Einer von diesen war ein Edelmann, Namens Dom Joseph Quivillo, Hofjunger des Herzogs von Ossone. Dieser junge Herr machte sich öfter das Vergnügen, mit mir zu reden.

Quivillo gab meiner Aufgeräumtheit Beyfall, und gab meinem Herrn zu verstehen, daß ich dem Herzoge von Ossone ein sehr angenehmer Bedienter seyn würde. Mein Herr fragte mich, ob ich wohl Neigung hätte, in des Herzogs Dienste

zu gehen; „so ungern ich dich verliere,“ sagte er, „so wird es mir doch lieb seyn, wenn du bey diesem Herrn dein Glück machen kannst.“ Er wußte meine Bedenklichkeiten so gut zu widerlegen, daß ich mich entschloß, des folgenden Tages nach dem Pallaste des Herzogs zu gehen.

Quivillo empfing mich mit der Ungeduld eines Menschen, der eine angenehme Zeitung zu überbringen hat. „Gonzalez,“ sprach er, „ihr gehört schon zu diesem Hause. Auf die Beschreibung, die ich dem gnädigen Herrn von euch gemacht habe, nimmt er euch unter seine Pagen auf, und hat mir befohlen, euch die Uniform machen zu lassen.“

Dies geschah; in zwey Tagen wurde ich dem Herzoge vorgestellt. Ich gefiel ihm. „Ich glaube,“ sagte er, indem er sich zu Quivillo wendete, „daß er nicht die schlechteste Figur unter meinen Edelknaben machen wird. „Hierauf ward ich entlassen, und ging zu meinen Kameraden.

XII. KAPITEL.

*Der Herzog von Ossone wird Vicekönig von
Sicilien. Seine Reise nach Neapel.*

Der Herzog war noch nicht lange aus Flandern zurück gekommen, wo er dem Staate gute Dienste geleistet hatte. Er war vor kurzem Kämmerer geworden, und in den Staatsrath von Portugal aufgenommen. Nun hatte er die Statthalterschaft von Sicilien im Auge, die eben erledigt werden sollte. Ossone hatte groſse Unternehmungen wider die Türken in Gedanken, und hoffte, das Gouvernement von Sicilien in der Folge mit der Statthalterschaft von Neapel zu verwechseln. Seine Wünsche wurden endlich befriedigt: man verdoppelte seinen Gehalt, und gestattete ihm, einen Theil von den Einkünften der Insel zur Unterhaltung einer kleinen Flotte gegen die Türken anzuwenden.

Nachdem er also seine Vollmacht als Vicekönig bekommen hatte, machte er

Anstalten zu seiner Abreise. Er ging mit dem Prinzen Philibert von Savoyen nach Barcelona, um dafelbst mit ihm sich einzuschiffen. Sie theilten, um mit größerer Bequemlichkeit fortkommen zu können, ihr Gefolge in zwey Haufen. Der Prinz, der Herzog, seine Gemahlinn, und Dom Juan Telles Giron begaben sich von fünf und zwanzig Bedienten begleitet nach Barcelona, indessen die übrigen nach einem Hafen bey Alicante abgingen, um sich dort einzuschiffen.

Ich war mit unter dem Gefolge, das nicht bey dem Herzoge war. Als wir aus dem Meerbusen von Alicante abstiessen, wurden wir von einem barbarischen Seeräuber angefallen. Wir thaten hartnäckigen Widerstand: allein nach einem Gefechte von einer Viertelstunde bemeisterte er sich unsers Schiffes, und legte uns allen Ketten an. Die Seeräuber führten uns an die Küste der Barbarey. Sie überliessen sich der ganzen Freude ihres Sieges, als sie unversehens auf der Höhe von Carthagenä dem Dom Antonio de Terracuso in die Hände fielen, der zehn spani-

sche Galeeren zur Einschiffung des Prinzen, und des neuen Vicekönigs von Cadix nach Barcelona führte. Unser Schiff ward mit allen Sachen, die darauf waren, wieder erobert, und Terracuso führte uns im Triumphe nach Barcelona, nebst zwey den Seeräubern abgenommenen Galioten.

Wir hielten uns nur einige Tage in Barcelona auf, und gingen zu Schiffe nach Genua. Hier trennte sich Prinz Philibert von uns, um seinen Herrn Vater in Turin zu besuchen. Der Herzog brachte die Zeit in Genua mit Belustigungen zu, als er von dem Grafen von Lemos, damahligem Statthalter von Neapel, eine Einladung erhielt. Mein Herr nahm den Vorschlag willig an. Wir gingen wieder zur See, und landeten glücklich in Neapel an.

Der Aufenthalt des Herzogs in Neapel glich einem ununterbrochenen Feste: inzwischen unterhielt er mit dem Grafen von Lemos geheime Unterredungen von grosser Wichtigkeit. Endlich mußten wir Neapel wieder verlassen. Der Graf gab uns die Galeeren dieses Königreichs bis nach

Palermo zur Bedeckung mit, während die sicilischen Schiffe den Herzog von Taurisano nach Spanien zurück begleiteten, weil er, ohne die Ankunft seines Nachfolgers zu erwarten, zu Schiffe gegangen war.

ZWEYTES BUCH.

KAPITEL.

*Des Herzogs von Ossonne Ankunft in Sicilien.
Estevanille macht eine Bekanntschaft. Durch
was für einen Zufall er dem Vicekönig noth-
wendig wurde.*

Ob schon ich nun die Ehre hatte, einer von den Edelknaben des Vicekönigs zu seyn; so war ich doch deswegen um nichts reicher. Eine Stelle, wie die meinige, ist in den großen Häusern so einträglich nicht, als die eines Haushofmeisters. Wir wurden zwar sehr gut gehalten, hatten aber keinen Heller in der Tasche.

Die hundert Thaler Besoldung, die mir Dom Enrique gab, nebst sechs Realen täglich zu meiner Beköstigung, schienen mir viel mehr werth zu seyn, als die Ehre, bey einem Grande in Diensten zu stehen. Ich beklagte mich eines Tages gegen Quivillo darüber, der besser daran

war, als ich, und zusehends stieg: denn er war aus einem Hofjunker schon Lieutenant bey der Leibwache des Vicekönigs geworden. „Mein Herr, Dom Joseph,“ sagte ich zu ihm; „Sie haben durch die Dienste Seiner Excellenz mein Glück zu machen gesucht; aber unter uns! Sie haben ihm meine Laune angerühmt; er ist gern aufgeweckt, und doch hat er mich noch keines besonderen Gesprächs werth gehalten.“

„Glauben Sie mir,“ antwortete Quivillo, „daß es mich eben so Wunder nimmt und kränkt, wie Sie; auch hab’ ich deshalb einen Anschlag im Kopfe, der Ihnen ohne Zweifel frommen wird. Thomas, der erste Kammerdiener Seiner Excellenz, ist mein guter Freund, dem ich auch meine Lieutenantsstelle zu danken habe. Er ist in allem seines Herrn Vertrauter; kurz, er ist es, der ihn regiert. Bey diesem nun will ich Sie in Gunst setzen, und er wird für Sie dasselbe bey seinem Herrn thun. Binnen acht Tagen sollen Sie einer von Thomas Freunden seyn.“

Dom Joseph war seiner Sache gewiß;

denn es brauchte nur eine einzige Unterredung, um mir den Kammerdienerer gezogen zu machen. Thomas war übrigens ein Mensch von Verdiensten. Er war so zu sagen in dem Hause der Giron geboren. Er hatte unsern Vicekönig erzogen, nachdem er schon den beyden letzten Herzogen nach einander gedient hatte.

Ich hielt mich zu diesem Günstlinge, und es gelang mir so gut, daß ich in kurzem seine Zuneigung gewann. Dieser verdiente Mann hatte eine schwache Seite, bey der ich ihn anzugreifen wußte. Er wollte gern für einen zierlichen Schriftsteller gelten, und kannte kein größeres Vergnügen, als wenn er seine Aufsätze einem guten Freunde vorlesen konnte.

Ich glaube sogar, er würde, wie Horazens Druson, seinen Schuldnern nachgesehen haben, wenn sie nur seine Werke gern lesen hörten. Unter andern hatte er über die Feldzüge seines Herrn in Flandern ein Tagebuch aufgesetzt. Ich nahm Gelegenheit, ihn zu bitten, daß er mich etwas davon möchte hören lassen. Mein guter Thomas war unermüdlich im Vor-

lesen, und ich erlangte durch die gute Art, wie ich mich dabey benahm, sein völliges Vertrauen. „Estevanille,” sagte er eines Tages zu mir, „Sie müssen schon länger bemerken, daß ich Ihr Freund bin. Überlassen Sie es mir künftig, für Ihr Glück zu sorgen. Ich werde wissen, Sie bey Seiner Exzellenz nothwendig zu machen; bey der ersten Gelegenheit werden Sie meinen guten Willen und meinen Eifer kennen lernen.”

Da er öfters einen Anfall vom Podagra hatte, und das Zimmer hüten mußte; so ließ er mich eines Tages hohlen. „Gonzalez,” redete er mich an, „die Gelegenheit ist gekommen; wir müssen geschwinde Gebrauch von ihr machen. Sie wissen vermuthlich nicht, daß der Herzog bey aller seiner Ernsthaftigkeit gar kein Feind von Liebschaften ist. Aber so wenig es auch den Anschein hat, so ist doch die Frau Herzoginn selten ohne Nebenbuhlerin. Jetzt ist es die Baroninn von Conza, unstreitig die reizendste Frau in Sicilien, und noch nicht achtzehn Jahre alt.”

„Diese Dame hat kürzlich ihren Gemahl

(Gonzalez, I. Th.)

K

verloren; ein Mann, dessen geringster Fehler ein Alter von funfzig war. Er war von Eigensinn und Eifersucht zusammen gesetzt, und hielt seine Frau, obwohl er sich selbst allen Ausschweifungen überliefs, wie eine Nonne eingesperrt. Die junge Schöne wohnt jetzt bey ihrer Mutter, wo sie der Herzog oft besucht; sehr geheim, wie Sie denken können, denn seine Gemahlinn hat noch gar nichts gemerkt. Es ist des Herzogs Gewohnheit, mich dahin mit sich zu nehmen: meine Gesundheit läfst es jetzt eben nicht zu; ich habe mit Seiner Excellenz Ihretwegen gesprochen, und er ist es zufrieden, daß Sie meine Stelle vertreten. Nun haben Sie nichts zu thun, als den gnädigen Herrn um seine Befehle zu fragen; das übrige werden Sie dann von mir hören."

II. KAPITEL.

Eine Unterredung zwischen Estevanille und dem Herzoge ; wie er den Thomas vorstellt.

Ich ging, so geschwinde ich konnte, zu meinem Herrn, der allein in seinem Zimmer war. „Komm näher, Estevanille!“ sagte der Herzog, als ich hinein trat. „Es ist genug, daß dich Thomas empfohlen hat. Er kennt die Leute; ich will dir mein Vertrauen geben.“

„Er hätte wohl eine bessere Wahl treffen können,“ antwortete ich; „aber Euer Excellenz werden sich damit trösten müssen, daß dieser treffliche Mann vielleicht erst nach acht Tagen im Stande seyn wird, seine Pflicht zu erfüllen.“

„Wenn schon!“ sagte der Herzog; „er kann immer einen Gehülfen brauchen; der gute Mann fängt ohne dieß an, alt und schwächlich zu werden.“

„Und erlauben Sie mir hinzu zu setzen,“ sagt' ich, „gnädiger Herr, daß zwey Per-

sonen nicht zu viel sind, sich mit dem Vergnügen eines Herrn zu beschäftigen, der bey so vielen Bemühungen der Erhohlung so sehr bedarf."

Der Herr Vicekönig fand sich durch diese Freyheit so wenig beleidigt, daß er mir scherzend antwortete, er wollte uns wohl beyden genug zu thun machen. Er fragte mich, was ich schon für Herren gedient hätte, und war mit meiner drolligen Manier zu erzählen ganz zufrieden. „Ich bin vergnügt," sagte er; „du sollst mich diese Nacht begleiten. Geh nur wieder zu Thomas, und sag' ihm, daß er uns ein Paar Mönchskutten in Bereitschaft halte."

Der Kammerdiener gratulirte mir, als ich ihm den guten Erfolg meiner Unterredung mit dem Herzog' erzählte. Er sagte mir zugleich, was ich nun zu thun hätte. „Finden Sie sich heute nach dem Abendessen hier ein," sagte er; „der Herzog wird herkommen, sich als einen Klosterbruder zu verkleiden; denn unter dieser Maske pflegt er seine Donna zu besuchen. Sie werden ihm in der nähmlichen Verkleidung dahin folgen, und ihn vor

Tages Anbruch wieder in den Pallast zurück führen. Sie sehen," fuhr Thomas lächelnd fort, „dass keine Gefahr bey einer Gelegenheit ist, wo man nichts von Ihnen verlangt, als einem ehrwürdigen Ordensmanne zum Gefährten zu dienen."

Der Herzog hielt seine Stunde genau. Wir zogen unsere Ordensröcke an, und schlichen uns durch eine Seitenthür aus dem Pallaste. Man empfing uns in dem Hause der schönen Wittwe ohne Licht, und überhaupt mit einem gewissen geheimnißvollen Ansehen. Obschon die Baroninn sich viel darauf zu Gute that, die Eroberung von dem Vicekönige gemacht zu haben; so wollte sie es doch geheim halten, nicht so wohl aus Schonung für ihren guten Nahmen, als aus Furcht vor dem Unwillen der Herzoginn.

So vortheilhaft mir auch Thomas Donna Conza beschrieben hatte, so fand ich sie doch noch über meinen Begriff. Noch hatte ich keine so schöne Frau gesehen. Sie war freylich sehr geputzt, und die Kunst hatte vermuthlich eben so viel Theil an dem Wohlgefallen, das ich über ihr

Ansehen empfand, als die Natur. So glänzend sie nun aber auch war, so mußte sie doch den Beyfall mit ihrer Mutter theilen, die ihn ihr, obschon über dreyßig Jahre alt, mit Recht streitig machen konnte. Donna Blanca Sorba war die Wittwe eines königlichen Beamten, und lebte zu Palermo mit ihrer Tochter auf ziemlich hohen Fuß,

Es fand sich, daß ich, außer der Rolle eines Gefährten, noch eine andere Person vorzustellen hatte. Unter der Zeit, da sich der Herzog mit der Baroninn unterhielt, führte mich Blanca in ein Nebenzimmer. Sie setzte sich auf einen Sopha, und hieß mich neben sie setzen. Sie fing das Gespräch damit an, daß sie den armen Thomas bedauerte, und brachte dann die Unterredung auf meine eigenen Umstände. „Wie viele Eroberungen haben Sie wohl schon in Palermo gemacht, mein liebes Kind?“ sagte sie mit einem aufgeweckten Wesen. „Könnte ich nicht Ihre Vertraute werden?“ „Madam,“ antwortete ich mit etwas mehr Blödigkeit, als schicklich war, „Sie scherzen. Ich traue den Sicilianerinnen mehr

Geschmack zu, als daß sie auf eine Person, wie ich, ihre Augen werfen sollten."

„Ey doch, mein Schatz!" sagte die Dame; „Sie müssen eine bessere Meinung von sich haben; Ihre Bildung, und Ihr Alter müssen alle Frauenzimmer für Sie interessiren. Vielleicht haben Sie schon manche schamhafte Sicilianerinn gerührt, die sich zu erklären scheuet." „Wenn es so ist," antwortete ich, „so mag sie mir vergeben, daß ich ein Glück, das sie mich nicht wissen läßt, mit Undanke bezahle." „O, sie wird des Zwanges bald müde werden," erwiederte Blanca mit einer Miene, die mir klar zeigte, daß es nur bey mir stände, die Rolle, die mein Herr bey ihrer Tochter spielte, bey ihr zu spielen. Ich war aber nicht dreist genug; die Dame wollte nicht deutlicher werden, und so blieb die Sache bis auf ein anderes Mahl. Ich erinnerte meinen Herrn, daß die Morgenröthe nicht mehr weit sey, und so kehrten wir nach dem Pallaste zurück.

III. KAPITEL.

Ein sinnreiches Urtheil des Herzogs von Ossone.

Wir legten zuerst unsere Ordenskleider bey Thomas ab, und gingen zur Ruhe. Den folgenden Tag ging ich zu meinem Freunde Thomas, der von mir eine genaue Beschreibung der verwichenen Nacht forderte. Ich hatte für ihn zu viel Verbindlichkeit, als daß ich es ihm hätte abschlagen können. Ich erzählte ihm ohne Bedenken meine Unterredung mit Donna Blanca, ohne seinen besondern Antheil daran zu vermuthen. Ich brüstete mich sogar mit ein Paar derben Unwahrheiten, weil mir die Wahrheit zu wenig Ehre machte.

Ich wußte nichts von Thomas Liebe gegen Blanca; man kann sich also gar leicht denken, daß jedes zärtliche Wort, das mir entfuhr, ein Dolchstich für ihn war. Er machte die erbärmlichsten Gesichter, und ich war unerfahren genug, sie seinem Podagra zuzuschreiben.

Bey alle dem sagte er mit aller Verstellung zu mir: „Ich wünsche Ihnen Glück, Gonzalez, daß Sie einer so reizenden Dame Liebe eingeflößt haben. Betragen Sie sich das nächste Mahl nicht wieder so blöde; die Frauenzimmer sehen es nicht gern.“

Erst einige Tage nachher bemerkte ich, daß ich an Thomas einen Nebenbuhler hatte. Der Herzog ging zur Baronesse, und Thomas, obschon er noch nicht ganz hergestellt war, hatte die Ehre, ihn zu begleiten. Nun erkannte ich erst meinen Fehler, und bereuete meine Unvorsichtigkeit. „Du Elender!“ sprach ich zu mir selbst; „du hast deinen Freund, deinen Mäcen verloren. Ist er gleich edel genug, dir nicht zu schaden, so darfst du doch auf seine Hülfe keine Rechnung mehr machen.“

Thomas war nicht so offenherzig gegen mich, als ich es war; er sprach kein Wort von Donna Blanca mit mir. Übrigens betrug er sich so freundschaftlich gegen mich, als er es immer that, und ließ mich sogar meinen Herrn öfters begleiten, wenn er des Nachts verkleidet ausging, um mit

dem Volke zu sprechen, und dessen Gefinnungen über die Regierung, und über ihn selbst zu erfahren; nur Blanca's Haus war mir nicht mehr gestattet zu betreten.

Thomas schien mich seit dieser Zeit mehr als jemahls zu lieben, und ich hielt mich auch mehr an ihn, weil ich glaubte, er sey schon damit zufrieden, mich von Blanca entfernt zu haben.

Bey alle meiner Ruhe entwickelte sich unterdessen ein unglücklicher Streich für mich.

Ein junger Bürger von Palermo traf mich auf der Strasse; und da er aus meiner Kleidung sah, daß ich ein Edelknabe des Statthalterkönigs sey, bath er mich um nur eine Unterredung von einer Viertelstunde, wenn mir daran gelegen wäre, mich einem ehrlichen Manne verbindlich zu machen. Ich bezeugte ihm meine Bereitwilligkeit, und folgte ihm in sein Haus, welches mir die Wohnung eines wohlhabenden Mannes zu seyn schien. Er führte mich in ein Zimmer, worin ein alter Mann zu Bette lag, und sagte: „Mein Herr, hier sehen Sie meinen alten Vater, den der

Gram krank gemacht hat, weil ihn ein Kaufmann um eine Summe von zehn tausend Thalern betrogen hat, die man uns in Verwahrung gegeben hat; wir sind zu Grunde gerichtet, wenn sich niemand für uns bey dem Statthalterkönige verwendet, daß er die Sache untersuche." „Sie wissen zwar," antwortete ich, „daß es sehr leicht ist, mit meinem Herrn zu sprechen, jedoch unterrichten Sie mich von der Sache, und verlassen Sie sich auf meine Dienste, und die Gerechtigkeit Seiner Excellenz." Vater und Sohn dankten mir, und beschloßen ihre Danksayungen mit einem Versprechen von zwey hundert Pistolen, „Gemach, meine Herren!" sagte ich; „dies wäre wider das ausdrückliche Verboth meines Herrn; denn jedem von uns ist es, unter Strafe der Züchtigung, und Entlassung aus dem Dienste, verboten, für eine Gefälligkeit dieser Art ein Geschenk anzunehmen." „Dieses Verboth ist zu strenge," sagte der Alte; „womit werde ich Ihnen meine Dankbarkeit bezeugen können?" „Der spanische Wohlthäter verlangt nichts," versetzte ich mit

einem hohen Geiste. „Erzählen Sie mir vielmehr Ihren Fall,“ fuhr ich fort; und der Alte that es mit folgenden Worten.

„Mein Name ist Giannetino. Ich bin der Sohn eines ehrlichen Sachwalters, der nicht reich gestorben war. Eine glückliche Ehe machte mich zu einem der reicheren Bürger von Palermo; ich bin aber einer der ärmsten, wenn ich gegenwärtigen Rechtshandel verliere, der auf Folgendes ankommt.“

„Vor sechs Monathen kamen Carl Azarini, Peter Scannati, und Hieronymus Avallino, alte Handlungsfreunde von mir, mit einem Notar und einer Summe von zehn tausend Thalern zu mir. Wir haben Sie uns ausersehen,“ sprachen sie zu mir, „dieses Geld, das wir auf ein Schiff zu geben gedenken, bis zu einer günstigen Gelegenheit bey Ihnen in Verwahrung zu geben, jedoch unter Ihrer Versicherung, daß Sie es keinem von uns geben wollen, ausgenommen es wären die Übrigen dabey.“ Ich versprach es, und fertigte eine Urkunde hierüber aus. Vor einigen Tagen kam Avellino in der Nacht zu mir, und

drang mit der größten Unruhe in mich, ihm das Geld zu geben. „Meine Handelsgenossen und ich,” sagte er, „haben eben erfahren, daß ein genuesisches Schiff heute noch abgehen wird, und der einleuchtende Vortheil nöthiget uns, diese Summe darauf zu geben: haben Sie also die Güte, mir dieselbe eiligst zurück zu geben. Mein Pferd ist vor der Thür; ich brenne vor Ungeduld, zu Messina zu seyn.”

„Herr Avellino,” antwortete ich, „Sie erinnern sich nicht an die Clausel, daß — — — — „Wohl! wohl!” fiel er mir in die Rede; „aber Azarini und Scanati sind krank, und konnten nicht zu Ihnen kommen. Sie beschwören Sie nebst mir, nicht zu zaudern, weil die Augenblicke kostbar sind. Ich bin ein ehrlicher Mann; beleidigen Sie mich nicht durch Ihr Mißtrauen.” Ich widersetzte mich lange, aber der Schurke flehte, drang, quälte mich so, daß ich des Weigerns müde ward, und ihm die ganze Summe einhändigte.”

Diese letzten Worte des Alten unterbrach ein Thränenstrom, der ihn weiter

zu reden hinderte. „Kränken Sie sich nicht,“ sprach ich; „mein Herr hat lange Hände, und Avellino soll groſſe Mühe haben, ihm zu entwiſchen, und ich hoffe gewiſs, daſs, wenn er die ganze Sache erfahren haben wird, was noch heute geſchehen ſoll, er die Gewogenheit haben wird, ſelbſt ein Urtheil zu ſprechen.“

Ich erzählte hierauf dem Herzoge den ganzen Fall. Nachdem er mich aufmerkſam angehört hatte, ſagte er mit lachendem Munde zu mir: „Ich werde ein Urtheil fällen, das in der Welt Aufſehen machen wird.“ Des folgenden Tages lieſs er die Parteyen vorrufen, und nachdem er die Kläger angehört hatte, wendete er ſich mit folgenden Worten an Giannetino: „Was haben Sie Ihrer Gegenpartey zu antworten?“ „Gar nichts, gnädiger Herr,“ verſetzte dieſer, indem er die Achſeln zuckte, und den Kopf auf die Bruſt ſinken lieſs. „Er hat Recht, meine Herren,“ fing der Herzog wieder an; „er hat Ihnen nichts zu antworten. Er geſteht alles, was Sie ſagen, und iſt bereit, Ihnen die zehn tauſend Thaler wieder zu bezahlen; aber

da er es nur in Gegenwart aller drey Handelsgenossen schuldig ist, so lassen Sie nur den Ovellino wieder nach Palermo kommen; und dann sollen sie Ihnen ausgezahlt werden.

Alle Anwesenden lachten; Giannetino und sein Sohn waren vor Freude außer sich, und bathen mich aus Erkenntlichkeit bey ihnen zum Mittagessen. Am Ende der Mahlzeit legten sie mir die zwey hundert Pistolen, die ich schon ein Mahl ausgeschlagen hatte, vor die Augen hin. Denken Sie sich dieses herrliche Schauspiel für mich, und die Versicherung, daß niemand davon etwas erfahren solle; so werden Sie mich leicht entschuldigen können, daß ich dieser Versuchung unterlag.

Obschon ich vermuthete, daß dieser kleine Schelmensreich meinem Herrn nicht zu Ohren kommen würde, so war ich doch hierüber ein Bisschen unruhig. Die beyden Giannetino würden auch niemahls ein Wort gesagt haben, wenn der Herzog nicht drey Tage darnach den Vater in meiner Gegenwart befragt hätte,

ob er mir irgend ein Geschenk gemacht habe. Der Alte, der ein Feind aller Lügen, und doch dabey in Furcht war, mir zu schaden, wurde hierüber äußerst bestürzt; und mir ward zu Muthe, als wollte der Boden unter mir einsinken. „Verhehlen Sie mir nichts!“ sagte der Herzog mit drohender Miene; „ich befehle Ihnen zu sagen, was für ein Geschenk Sie ihm gemacht haben.“ Der Bürger, der den Herzog kannte, gestand, daß er mir zwey hundert Pistolen gegeben habe, fügte aber bey, daß er und sein Sohn mich beynahe gezwungen hätten, diese Summe anzunehmen. „Ich verdanke es Ihnen nicht,“ sprach der Herzog, „daß Sie ihm Geld angebothen; ihm kann ich es aber nicht vergeben, daß er es annahm, da er mein ausdrückliches Verboth wufste.“ Dann fragte er mich, indem er sich zu mir wendete, wo die zwey hundert Pistolen wären. Als ich ihm antwortete, daß sie auf meinem Zimmer seyen, befahl er mir, sie augenblicklich zu hohlen. Ich gehorchte ihm, und er gab den Beutel einem seiner Hofjunker mit dem Befehle, das Geld unter die Armen zu vertheilen.

„Und du Gonzalez,“ sagte er zu mir, „du kannst gehen, wohin du willst. Dafs du dich nicht mehr über der Thüre meines Hauses betreten lässest!“ Ich warf mich dem Herzoge zu Füßen; allein er wies mir den Rücken mit einem zornigen Blicke, und ich verließ das Zimmer.

Ich lief zu Thomas, ihm mit thränen- den Augen mein Unglück zu erzählen. Er schien davon gerührt, und versprach mir, zu versuchen, ob er den Herzog besänftigen könnte. Inzwischen machte ihm mein Unfall ein heimliches Vergnügen, das er nicht wohl verbergen konnte. Er suchte mich nachher zu bereden, dafs er Sr. Excellenz alles Mögliche zu meiner Entschuldigung vorgestellt hätte, dafs es aber nicht möglich gewesen sey, ihn zu bewegen. Dieser häuchlerische Italiener begleitete seine Worte mit den rührendsten Freundschaftsbezeugungen; und um allen Verdacht von sich zu entfernen drang er mir noch einen Beutel von ungefähr zwanzig Pistolen auf, den ich in meinen kläglichen Umständen auch annahm.

Ehe ich den Pallast verließ, ging ich

(Gonzalez I. Th.)

L

noch zu Quivillo , ihm Lebewohl zu sagen. „Mein Freund Gonzalez!“ rief er mir entgegen; „ich weiß alles: der gnädige Herr hat es mir selbst erzählt. Vergebens hab’ ich versucht, Sie zu entschuldigen: ich fand ihn ganz unbeweglich.“ Ich schied nach dieser betrübten Äußerung von Dom Joseph, und ich glaube, daß es ihm Leid that, mich zu verlieren. Als ich im Begriffe war zu gehen, gab er mir eine Börse von hundert Pistolen im Namen Sr. Excellenz, wie er sagte: dies tröstete mich so ziemlich über meinen Abschied, und ich verließ das Haus etwas ruhiger.

VI. KAPITEL.

Ein Zufall, wodurch Eslevanille in eine Apotheke kommt, und ein glückliches Quid-pro quo.

Der erste Pursche, der mir begegnete, als ich aus dem Pallaste des Vicekönigs weggieng, war Giannetino's Sohn. „Sie ersparen mir die Mühe,“ redete er mich an, „Sie aufzusuchen; ich muß Sie bitten mit mir in meines Vaters Haus zu kommen. Es ist unsere Schuldigkeit, unsere Unvorsichtigkeit in etwas gut zu machen.“ Ich ließ mich nicht zwey Mahl bitten. Ich ging mit ihm, und wurde von dem Vater mit allen Zeichen der Erkenntlichkeit und Freundschaft aufgenommen.

So wohnte ich ungefähr vierzehn Tage bey diesen guten Leuten, als der Alte zu mir sagte: „Mein lieber Gonzalez, ich habe darauf gedacht, Sie in Palermo anständig zu machen. Einer der hiesigen Apotheker, der mein Anverwandter und Freund

ist, wird Sie zu sich nehmen. Die Kunst ist bald gelernt; Sie können dann seine einzige Tochter zur Frau haben. Sie ist ein angenehmes und kluges Mädchen, und erhält nach des Vaters Tode das ganze Vermögen. Überlegen Sie das; gefällt Ihnen der Vorschlag, so nehme ich das Übrige auf mich."

Ich verlangte vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit. Nach einer ernsthaften Überlegung entschloß ich mich, meines natürlichen Abscheues gegen die Cassia ungeachtet, in den Vorschlag des Gianettino einzuwilligen. Der Alte fand den Apotheker zu allem bereit, und ich nahm also meine Wohnung bey meinem zukünftigen Schwiegervater. Dieser Mann, Andreas Potoschi, verstand seine Kunst vollkommen. Er besaß unter andern einige nützliche Geheimnisse für die Frauenzimmer. Da er die Absicht hatte, mir mit seiner Tochter die Apotheke zu übergeben; so that er alles, mich bald dazu geschickt zu machen, und ich brachte es in kurzem weit genug in dieser Kunst.

Der Leser wird darauf rathen, daß

mich die Hoffnung, die lebenswürdige Violette, so hieß die Tochter, zum Preise zu erhalten, in meinem Fleiße sehr ermunterte. Sie war ein Mädchen von zwey, bis drey und zwanzig Jahren, angenehm, lebhaft, und nicht ohne Witz. Noch hatte sie eine andre Eigenschaft, die zu meiner Zeit in Sicilien etwas Seltnes war; sie war sehr sittsam. Seit dem Tode ihrer Mutter, es mochten etwa zehn Jahre seyn, lebte sie unter der Aufsicht einer alten Freundinn. Wir hatten die Freyheit mit einander umzugehen: aber wenn sie auf ihrer Seite sehr sittsam schien, so war ich auf der meinigen eben so blöde.

Potoschi stand in besserem Rufe in Palermo, als irgend ein andrer seines Gewerbes. Man ließ ihn allerwärts hohlen; da er nicht allein alles bestreiten konnte, schickte er mich oft an seiner Stelle, und man war überall sehr zufrieden mit mir. Eines Tages, da ich allein in der Apotheke war, trat ein Frauenzimmer herein, und fragte nach dem Herrn vom Hause. Ich sagte ihr, daß er in der Stadt wäre, sie könnten mir aber ohne Umstände ver-

trauen, was sie wollte. „Wenn das ist,“ versetzte sie, „so will ich Ihnen sagen, daß die Baroninn von Conza den Herrn Potoschi bitten läßt, sie diesen Abend zu besuchen.“ „Es ist gut,“ sagte ich; „er wird aufwarten.“ Das Frauenzimmer verneigte sich, ohne ein Wort weiter zu sprechen, und ging fort.

Als der Apotheker einige Augenblicke darnach nach Hause kam, sagte ich ihm, was vorgefallen war. Potoschi lächelte bey dem Nahmen der Baroninn auf eine geheimnißvolle Art, so, daß ich mich nicht enthalten konnte, um die Ursache davon zu fragen. „Ich kenne die Baroninn von Conza,“ sagte mein Principal, „von ihrer Kindheit an, so gut, als ihre Mutter. Ich habe die Arzneyen zubereitet, woran ihre Männer gestorben sind. Sie haben beyde ein vollkommenes Vertrauen zu mir, und ich diene ihnen auch darnach. Sie dächten wohl nicht, daß Blanca ihre reizende Farbe und ihre schöne Haut mir zu verdanken hat? diese Blanca wäre jedoch ohne meine Pomaden und Wässer schwärzer, als ein Rabe. Sie ist so häß-

lich, wie eine Kröte, wenn sie erst aufgestanden ist; und drey Stunden hernach so schön, als ein Engel."

„Wie ich sehe, Herr Schwiegervater," sagte ich, „so hat Ihnen diese schöne Mutter grofse Verbindlichkeiten." „Die Tochter nicht weniger," antwortete er; „wenn die Baroninn den Vicekönig in die Augen gefallen ist, so hat sie es mehr meinen Geheimnissen, als der Natur zu danken. Ich könnte Ihnen vieles davon sagen."

Diese Reden machten mir nicht wenig Vergnügen; es that mir nun nicht mehr leid, daß ich durch meine Schwatzhaftigkeit mit der Zuneigung des alten Thomas auch der Gunst dieser schönen Mohinn los geworden war, und die frischen Reitze meiner kleinen Violette trösteten mich für jeden Verlust.

Ich war sehr geschäftig, sie als meinen Lohn davon zu tragen, und mein Fleifs machte mich bald in allen Apothekerkünsten geschickt. Eines Tages brachte man uns zwey Recepte von den Doctor Arriscador, einem Arzte von Navarra, der dazumahl für den Hippokrates

von Palermo galt. Wo nur irgend ein Baron, Graf, oder Marquis krank wurde, so wollte er von keiner andern, als seiner Hand, aus der Welt geschickt werden. Das eine von den zwey Rezepten war für einen Advocaten, der sich in einem scharfen Rechtshandel einen Fluß auf der Brust zugezogen hatte; und das andere für einen Geistlichen, der sich ein Seitenstechen gehohlt hatte, indem er einer Pfründe nachgelaufen war. Ich bereitete die Arzeneyen nach der Vorschrift, und trug sie zu den Kranken. Die Patienten nahmen die Medicin vor meinen Augen bis auf den letzten Tropfen, da ich denn erst das kleine Versehen wahr nahm, daß ich die Arzeneyen verwechselt hatte.

Als ein wahrer Neuling in der Apothekerkunst liefs ich mir diesen Fehler ungemein nahe gehen, und kam in grofser Angst zu Potoschi, um es ihm zu erzählen. „Her Schwiegersohn,“ sagte Potoschi mit lachendem Munde, „was für ein trauriges Gesicht wegen einer Unvorsichtigkeit! Was ist das nun, daß man sich darüber zu quälen hätte? Mein Schatz, ich habe

in meinem Leben ganz andere Fehler gemacht, ohne daß ich deswegen Ablass zu Rom gehohlt hätte." Aber, „Herr Potoschi fing ich wieder an, „wenn diese beyden Leute an den Arzeneyen sterben, die ich ihnen gegeben habe?" „Das ist wohl möglich," versetzte er; „wer weiß denn aber, daß wir uns vergriffen haben? Lassen Sie es nur gut seyn; der Herr Doctor mag sich aus der Schlinge ziehen, so gut er nur kann."

Den nächsten Morgen trat der Arzt sehr eilig, und mit viel Geräusch' in die Apotheke. Ich erschrak, als ich ihn erblickte, und glaubte nichts anders, als daß er käme, uns den Tod der beyden Kranken anzufagen. Wie erstaunte ich aber, als er rief: „Meine Freude, meine Freude ist unbeschreiblich. Die Patienten sind von den Arzeneyen, die ich ihnen verordnet habe, völlig hergestellt. Diese zwey Recepte verdienen in dem Tempel des Äskulap als Specifica aufbewahrt zu werden. Das Gerücht von diesen Wundercuren breitet sich schon in der ganzen Stadt aus. Freuet euch mit mir, Kinder! ihr

habt Theil an dem Ruhme, den ich dadurch erworben.

Der Doktor konnte nicht müde werden, von sich selbst, und diesem erstaunlichen Wunder zu reden. Wir, die wir ein wenig besser wußten, wie es bey der Sache herging, waren versucht, ihm ins Gesicht zu lachen, wenn uns nicht die Ehrerbiethung zurück gehalten hätte, die ein armer Apotheker einem Manne schuldig ist, der ihm Brot verschafft habe."

V. KAPITEL.

Ein trauriger Zufall nach einer lustigen Begebenheit. Die Gefahr, in die Gonzalez, und Potoschi gerathen.

Nicht lange nach diesem artigen Vorfalle trug sich ein anderer zu, der nicht so lustig ausging. Die Baroninn von Conza ward krank. Sie ließ den Potoschi hohlen, und dieser nahm den Doctor Ar-

riscador mit zu ihr. Der Arzt verschrieb, Potoschi richtete die Arzeney zu, und ich trug sie hin.

Ich fand die Baroninn mit einer Mattigkeit von schlimmer Vorbedeutung. Donna Blanca war bey ihr in grosser Gemüthsbewegung. Sie bemerkte mich gar nicht; und da sie gänzlich mit ihrer Tochter beschäftigt war, hatte sie ihre Reitze, so zu sagen, brach liegen lassen; ich sah nun wohl, wie nöthig sie unsere Pomaden hatte. Nachdem die Baroninn die Arzeney genommen hatte, entfernte ich mich wieder. Bald darauf sagte man uns, daß die Kranke auf unsern Trank eingeschlafen, wieder mit schrecklichen Schmerzen erwacht, und plötzlich ihrer Mutter unter den Händen gestorben wäre.

Man kann denken, wie unruhig uns diese Nachricht machte: wir waren für unsern guten Ruf in Sorge. In der That war noch mehr zu verlieren, als der gute Name: denn man hohlte uns den folgenden Tag im Nahmen des Vicekönigs ins Gefängniß. Man sagte uns hier, daß der Körper der Baroninn geöffnet wor-

den, und daß sich Spuren der Vergiftung gezeigt hätten.

Wir wurden beyde in abgesonderte Verwahrung gebracht, und den nächsten Morgen einer nach dem andern verhört. Potoschi, der in Verwirrung gesetzt war, sagte aus, daß er zwar die Arzeney getreulich nach dem Recepte zubereitet hätte, aber nicht wüßte, ob sie auch von mir so überbracht worden. Ich, dem nicht besser dabey zu Muthe war, erklärte hingegen, ich hätte den Trank hingetragen, wie ihn der Apotheker gemacht; außer dem wüßte ich aber nicht, was er gethan hätte.

Der Vicekönig, dem man unsere Aussagen hinterbrachte, war schlecht damit zufrieden: er begab sich selbst nach dem Gefängnisse, und befahl, daß man uns da vor ihn führen sollte. Er hatte mich seit dem Tage, da ich seinen Pallast verlassen, nicht gesehen, und gar nichts weiter von mir gehört. „Du bist es also,“ sagte er zu mir, „der der Baroninn den tödtlichen Trank hat nehmen lassen?“ Nach diesen Worten ließ er die Gegenwärtigen,

und auch den Apotheker abtreten. „Du kennst die Ursachen,“ fuhr er fort, „warum mir der Tod dieser Dame so nahe geht. Allem Ansehen nach ist dir der Schändliche bekannt, der sie mir geraubt hat. Nenne ihn mir; es steht dein Leben darauf.“ Ich antwortete dem Herzoge, die Baroninn müßte vergeben gewesen seyn, ehe sie meinen Trank eingenommen hätte, wenn sie ja an Gifte gestorben wäre: ich wüßte von gar nichts, und sey kein Giftmischer.

„Weil ich dich denn durch Gnade,“ versetzte der Herzog, „nicht zum Geständnisse bringen kann, so wollen wir sehen, was Martern für eine Wirkung thun.“ Ich ward durch diese Worte in ein solches Schrecken gesetzt, als ob ich die Folter schon vor mir sähe; ich fiel vor dem Statthalter auf die Knie, und zerfloß in Thränen. „Gnädiger Herr!“ rief ich; „haben Sie Mitleid mit Ihrem alten Diener. Kann der Beschützer der Unschuld einen armen Menschen martern lassen, um ihn zu einem Geständnisse zu bringen, das er gar nicht thun kann? Wenn Sie mich auch

zerhacken ließen, was würden Sie dabey gewinnen? Kann ich Ihnen sagen, was ich nicht weiß?" Zum Glück hatte ich mit einem Richter zu thun, der meine Unschuld einsah: die Unterredung, die er nachher mit Potoschi hielt, versicherte ihn vollends, daß die Baroninn nicht von uns vergiftet worden wäre. Er sagte nichts mehr von der Folter; er befahl aber auch nicht, daß wir los gelassen werden sollten. Wir blieben noch vierzehn Tage im Gefängnisse.

Als wir wieder frey geworden, fingen wir aufs neue an, fleißig in der Apotheke zu arbeiten. Blanca ließ meinen Principal wieder zu sich hohlen, und bediente sich, wie vormahls, seiner Wässer. Sie ließ sich bey dem ersten Besuche meines Herrn ziemlich frey heraus, so, daß wir urtheilen konnten, die Mörderinn ihrer Tochter sey niemand anders, als die Frau Herzoginn selbst gewesen. „Sie hat schon einige andere Frauenzimmer auf diese Art aus der Welt geschickt. Eine Köchinn, die seit drey Tagen von mir weg ist, hat sich dazu brauchen lassen. Der Herzog," setz-

te Blanca hinzu, „ist vollkommen davon überzeugt, und hat alle weitere Untersuchung eingestellt.“

Ein Mensch, den man ein Mahl eines Verbrechens beschuldigt hat, er mag davon los gesprochen worden seyn, oder nicht, ist allezeit in misslichen Umständen. Ich bildete mir ein Mahl nun fest ein, daß mich die Leute überzweg anfähen, und dieß machte mir den Aufenthalt in Palermo nach und nach gänzlich verhafst.

Es fehlte nichts, als daß mir Violette gleichgültiger ward. Ein junger Beamter bey der Inquisition brachte es in kurzem dahin, daß sich die Tochter des Apothekers seine Bewerbung gefallen liefs. Mit einem Diener der Inquisition mochte ich nie zu thun haben. Ich erfuhr bey dieser Gelegenheit, daß ich keiner von den hartnäckigen Liebhabern bin, welche Hindernisse nur mehr in Eifer bringen.

So bald ich Violetten geneigt sah, mich ihrem neuen Liebhaber aufzuopfern, wünschte ich sie mit der ganzen

Apotheke ihres Vaters zum Henker, und begab mich, ohne von Jemand Abschied zu nehmen, nach dem Hafen. Ich bestieg ein genuesisches Schiff, das nach Livorno absegeln sollte, und verließ auf diese Art Sicilien.

D R I T T E S B U C H.

I. KAPITEL.

Eine Reisegesellschaft:

Ich hatte keine besondere Ursache, nach Livorno zu gehen. Ich wollte bloß den Ort verändern, weil mir Palermo zuwider geworden war. Auf dem Schiffe machte ich mit einem jungen Edelmann von Pisa, der nach Hause zurück kehrte, Bekanntschaft. Er hieß Ferrari, und kam von Montreal, wo er einige reiche Verwandte besucht hatte. Als gewesener Edelknabe des Vicekönigs glaubte ich mich schon mit einem jungen Cavalier in Verbindung setzen zu können. Ferrari gefiel mir, und ich gefiel ihm wieder. Wir wurden bald vertraut, und entdeckten einander unsere kleinen Geheimnisse; freylich mit weniger Aufrichtigkeit von meiner Seite, als von der seinigen. Ich gab mich dreist für adelig aus. Als wir zu Livorno

(Gonzalez, I. Th.)

M

angekommen waren, sagte mir Ferrari, daß er mich mit nach Pisa nehmen wollte. Ich ergab mich, und wir traten den Weg nach seiner Vaterstadt an.

Ferrari sparte keine Kosten, mir den Aufenthalt in Pisa angenehm zu machen. Nach ungefähr einem Monate wollte ich wieder Abschied nehmen: allein mein Gastfreund war sehr unzufrieden mit meinem Entschlusse. „Was nöthigt Sie, mich zu verlassen?“ sagte er. „Wir sind für einander gemacht, und meine Einkünfte reichen für uns beyde zu. Bleiben Sie bey mir; ich betrachte Sie von nun an wie meinen Bruder.“ Ich ward durch diese Zeichen seiner Zuneigung gerührt, und entschloß mich aus Erkenntlichkeit, auf seine Kosten zu leben, weil er es nun einmahl so verlangte. Ich vergaß in diesen glücklichen Umständen, was mir Widriges begegnet war, und bedachte auch nicht, wie lange ein solches Verhältniß dauern könnte.

Eine Liebschaft meines Freundes machte unserer Verbindung bald ein Ende. Er hatte oft geschworen, daß er nie heirathen wollte: aber er sah Engracien, und

vergafs seiner Schwüre. Er gab sich Mühe, ihr zu gefallen; und da sie von guter Geburt war, so heirathete er sie. Indessen verlor ich seine Zuneigung nicht gleich in den ersten Tagen seiner Ehe; er empfahl mich seiner Gemahlinn sehr nachdrücklich, und stellte mich ihr als seinen besten Freund vor. Engracie versprach ihm alles; sie liefs keine Gelegenheit vorbey, mir verbindliche Dinge zu sagen, während sie mich aus Herzensgrund hafte, und in geheim beschlofs, mich aus Pisa wegzuschaffen, es möchte kosten, was es wolle. Das Mittel, dessen sie sich dabey bediente, verdient angeführt zu werden. „Mein Freund,“ sagte sie zu mir, als wir eines Tages allein waren, „ich muß Ihnen etwas vertrauen, woran Ihnen gelegen ist, und wovon die Ruhe meines Lebens abhängt. Ich spüre eine unüberwindliche Neigung, mich in Sie zu verlieben; ich bin in höchster Unruhe, und Sie sind es allein, von dem ich Beystand erwarte. Entfernen Sie sich eiligst aus einem Hause, dessen Ruhe Sie stören. Ich beschwöre Sie bey den Rechten der Gastfreyheit,

und noch mehr bey der Freundschaft, die mein Gemahl für Sie hat: fliehen Sie mich; das Geständniß, welches ich Ihnen von meiner Schwachheit thue, verbindet Sie dazu. Ich halte Sie für zu ehrliebend, als daß Sie der Ehre Ihres Freundes sollten nahe treten wollen."

Die listige Dame erreichte ihre Absicht. Ich bildete mir in aller Einfalt ein, daß sie sich von meinen Verdiensten hätte rühren lassen, und war ehrlich genug, einer solchen schönen Gefahr zu entfliehen. Ich entwichte ein Mahl des Morgens aus dem Hause, und überließ es ihr, meinem Freunde die Ursache meiner Entfernung nach Gutdünken vorzustellen. Nachher habe ich erfahren, daß sie ihm gesagt habe, ich wäre in sie verliebt geworden: sie hätte meine Liebeserklärung abgewiesen, und ich wäre verschwunden, nachdem ich einen vergebenen Versuch auf ihre Treue gemacht hätte.

II. KAPITEL.

*Stevanille findet auf dem Wege nach Florenz
neue Gesellschaft. Ein Schwarzkünstler.*

Ich nahm den Weg nach Florenz auf einem schlechten Miethpferde, sehr wohl mit mir selbst zufrieden, indem ich bedachte, daß mich die Damen, aus Furcht verliebt zu werden, aus ihren Häusern jagten. Nach einer Strecke von etwa drey Meilen, begegneten mir zwey Herren zu Pferde. Ich grüßte sie, und fragte, ob sie nach Florenz gingen. Als sie es bejahet hatten, bath ich mir die Ehre aus, sie begleiten zu dürfen. Wir ritten nun mit einander fort, und trafen gegen Abend in St. Miniato ein.

Unser Wirth setzte uns ein gutes Abendessen auf, und wir fingen an recht fröhlich zu werden. Meine Gefährten sagten mir, daß sie beyde aus Genf wären. „Ich bin ein Juwelier,“ sprach der eine zu mir, „und mein einziges Unglück ist meine

Frau." „Ich habe das Glück," sagte der andere, „ledig zu seyn: ich würde nichts mehr zu wünschen haben, wenn nur mein Herr Vater aus der Welt gehen wollte. Dieser filzige Junker ist so gesund, daß ich keine Hoffnung habe, ihn eher zu erben, als bis ich sein Geld zu nichts mehr werde brauchen können; es wäre denn, um mir Brillen, oder Krücken dafür zu kaufen."

„Wenn das ist," sagte der Wirth, der dabey stand, „so will ich Sie an einen Mann weisen, meine Herren, der Ihnen sagen kann, wie lange Sie beyde noch zu warten haben, bis Sie von Ihrer Plage befreyet sind." „Was für ein Wundermann ist denn das?" sagte ich. „Ein großer Caballist," antwortete der Wirth mit vieler Ernsthaftigkeit, „der sich in der Gegend aufhält. Ich könnte Ihnen wohl zwanzig Personen nennen, welchen er ihr Schicksal vorge sagt hat." „Das wäre!" fielen wir ihm in die Rede. „Ja, ja! meine Herren," erwiederte der Wirth; „vor etwa zehn Monathen, z. B. prophezehte er einem alten Bürger aus dem Orte, dessen

Frau für unfruchtbar gehalten ward, daß er binnen einem Jahre einen Erben bekommen würde: und die Frau ist vor acht Tagen wirklich entbunden worden."

Wir machten uns über das Glück des alten Bürgers ein wenig lustig. Inzwischen merkte ich doch, daß der eine von den Genfern in Versuchung gerieth, mit dem Schwarzkünstler zu reden. „Wo wohnt der Caballist?" fragte er den Wirth. „Zwey Meilen von hier," antwortete dieser, „in der Höhle eines Berges, seitwärts gegen Castellina." „Meine Herren," fing der Genfer wieder an, „ich habe Lust, diesen Zauberer zu sehen, so wenig ich auch an die schwarze Kunst glaube." „Mir geht es nicht anders," sagte sein Gefährte: „was hindert uns hin zu gehen?" „Ich mache Gesellschaft," rief ich: „ich bin nicht weniger begierig, einen so seltenen Menschen zu sprechen." Wir beschloßen also, uns des folgenden Tages zu dem Wahrfager führen zu lassen.

Wir gingen früh ab, und kamen an den Fuß eines steilen Berges, wo wir eine Höhle mit starken Thüren fanden. Wir

klopfen an , und verlangten eingelassen zu werden. Es währte ziemlich lange , ehe man uns antwortete : endlich hörten wir eine Stimme aus der Tiefe , die uns fragte , was wir wollten. „Wir kommen , das Orakel um Rath zu fragen,“ sagten wir ; und im Augenblicke öffnete sich die Thür.

Das Erste , was uns in die Augen fiel , war der Schwarzkünstler selbst. Stellt euch einen Menschen vor , von mehr als sechs Fuß in der Höhe , und in einem langen weissen Kleide , das mit den Zeichen des Thierkreises bemahlt war. Auf dem Kopfe hatte er eine Wolfsmütze mit einem Tiegerschädel darüber , und um seine Schultern hingen statt der Haare künstliche Schlangen. Die Genfer redeten ihn an. „Wir kommen sehr weit her,“ sagten sie , „einen so großen Mann über Angelegenheiten von äußerster Wichtigkeit zu befragen.“ Er widersprach ihnen Anfangs , gestand ihnen aber endlich doch , daß er in der Caballa unterrichtet sey. Sie mußten ihm schwören , daß sie nicht eitle Neugierde zu ihm triebe , bis er geschmeidiger ward,

Während dieses Gespräches besah ich nicht ohne Grauen das Innere der Höhle. Ich sah einen Löwen, der den Rachen weit aufsperrte, einen Tieger, und einen geflügelten Drachen, die zwar nur von gemahltem Papiere, aber doch so künstlich gemacht waren, daß sie mich aus der Fassung brachten. Meine Aufmerksamkeit mußte dem Zauberer bedenklich seyn; denn er fragte die Genfer, warum ich mich dem Gespräche entzöge. Sie entschuldigten mich mit der gewöhnlichen Neugierde der Spanier. Er war damit wenig zufrieden gestellt, und sagte ihnen, daß er sich vor Spaniern nicht gern zeigte, weil sie meistens ungläubig wären. Indessen ließ er sich doch wieder zufrieden stellen, und rief einen Gehülfen herbey. Er führte uns in ein äußerst finsternes Hintergemach, in dem wir eine große Glas- kugel auf einem Tische sahen. Unter der Kugel zeigte sich ein Zwerg, der die rechte Hand empor gehoben hielt, und dessen Augen wie Kohlen funkelten. Diese Gestalt, sagte er, sey der Geist, der um Rath gefragt werden müsse. Er redete ihn auch

ziemlich laut und ernsthaft an: „Uriel, du stolzer Geist, ich befehle dir augenblicklich, diesen Herren Genüge zu leisten. Willst du es thun, oder soll ich die schrecklichen Worte gebrauchen, denen du nicht zu widerstehen vermagst?“ Uriel schwieg, der Zauberer sagte aber dennoch zu den Genfern, daß sie befriedigt werden sollten. Nun nahm er einen weiten Handschuh, zog ihn über die rechte Hand, griff in die Kugel, und bewegte den Zwerg, der nun die Hand auf einen Buchstaben legte. Der Zauberer schrieb diesen Buchstaben eilig auf ein Papier; hierauf zog er den Handschuh wieder an, und berührte den Zwerg noch ein Mahl, der auch so folgsam war, daß er die Hand neuerdings auf einem andern Buchstaben stille stehen ließ. Diese krummen Sprünge machte er zehn bis zwölf Mahl, untersuchte die Buchstaben, und versicherte den Genfer, daß sein Vater nur noch drey Monathe leben würde. Darüber war der gute Sohn inniglich froh. Nun war die Reihe an dem zweyten Genfer, welcher vernahm, daß er seine Frau bald verlieren würde. Unter dieser Wahr-

sagerey gerieth mir der Handschuh des Zauberers in die Hände, und ich bemerkte an dem Ende des Zeigefingers eine Härte, die mich befremdete. Ich untersuchte näher, und fand ein Stück Magnet, das ich zu des Künstlers größter Bestürzung vorwies. Es blieb ihm nichts übrig, als daß er uns näheren Aufschluß über seine Kunst gab, und versicherte, daß er niemanden Übles thäte, sondern nur von der Einfältigkeit der Leute Nutzen zöge. Wir gaben ihm auch unser Wort, ihn nicht zu entdecken, gingen nach Empoli, und den folgenden Tag nach Florenz.

III. KAPITEL.

Estevanillen wird ein neues Amt vorgeschlagen.

Wir beherbergten uns in einem berühmten Gasthofs; nach zwey Tagen verließen mich meine Reisegefährten, und wanderten nach Hause. Wir verließen uns mit

Thränen, und vergaßen uns in einer Viertelstunde.

Eines Tages kam ein wohl gebildeter Mann in den Gasthof, nahm einen Stuhl, und richtete die ganze Mahlzeit über seine Augen fest auf mich. Ich nahm es wahr, und betrachtete ihn ebenfalls aufmerkamer. Da erinnerte ich mich, daß es einer von meinen Reisegefährten von Palermo nach Livorno gewesen sey. Nach Tische gaben wir uns einander zu erkennen, und geriethen unvermerkt tiefer ins Gespräch. Er erzählte mir, daß er Roger Matadori hiesse, und von Aderno gebürtig sey; daß er mit einigen Freunden zu Florenz auf einem angenehmen Fuß lebe, und mich gern unter ihnen sehen würde. Er hatte so ein freundliches Wesen an sich, daß ich sogleich beschloß, mich an ihn zu halten. Er stellte mich also bald zwey jungen Leuten vor, die mich mit offenen Armen aufnahmen. Sie führten mich in einigen von den besten Häusern der Stadt ein, machten mich mit den liebenswürdigsten Damen bekannt, und brachten mich um all' mein Geld, ohne daß es

geschienen hätte, daß sie mich prellen wollten; denn es kam ihnen eben so hoch zu stehen, als mir. Sie konnten sich erholen, ich aber nicht; so ward ich denn immer trauriger, je mehr mein Geld abnahm.

Roger bemerkte meinen Unmuth, und errieth meine Krankheit an der Stelle. „Sie haben es getroffen,” antwortete ich ihm, „und das verdrießlichste bey der Sache ist, daß ich von niemanden in der Welt etwas herzunehmen weiß.” „Sie können etwas bekommen,” erwiederte er, „ohne daß Sie sich an ihre Freunde zu wenden haben. Nehmen Sie meine Bedienung über sich, und es wird Ihnen an nichts mangeln. Sie müssen wissen,” fuhr er fort, „daß sich hier in der Stadt ein alter Catalonier, Dom Rodriguez de Centella, aufhält. Er ist in Spanien das Haupt der Freybeuter in den Pyrenäen gewesen, und dient jetzt unter dem Großherzoge mit Ehren. Sein Charakter ist ziemlich spaßhaft. Seine Hauptgrille ist, darauf zu sehen, daß in der bürgerlichen Gesellschaft Gerechtigkeit herrsche. Er hält Kundschafter, um von allen Beschimpfungen, die

jemand in Florenz wiederfahren, Nachricht einzuziehen. Er hält ein Verzeichniß von schmähhlichen Begegnungen, und rächt sie für Geld. Sie können wohl urtheilen, daß er sein Gewerbe nicht öffentlich treibt. So bald nun ein Kundschafter entdeckt hat, daß einem, oder dem andern eine Beleidigung widerfahren ist, so stattet er dem Dom Rodriguez Bericht davon ab. Dieser läßt dann den Beleidigten vorschlagen, ihm seinen Feind für eine gewisse Summe vom Halse zu schaffen, oder ihn doch zu strafen; nimmt der beleidigte Theil den Vorschlag an, wie es meistens geschieht, so spricht der Hauptmann das Urtheil, und läßt es für die Hälfte des Preises seine Kundschafter vollziehen."

„Allem Ansehen nach," sagte ich, „sind auch Sie einer von diesen rüftigen Jungen." „Allerdings," antwortete er, „so, wie die beyden jungen Herren, mit denen ich Sie bekannt gemacht habe."

„Herr," erwiederte ich, „was mich betrifft, ich würde schlecht dazu taugen. Obſchon ich ein Wundarzt war, bin ich

doch nicht blutdürstig. Auch habe ich nicht Herz genug zu so einem Gewerbe.”

„Wie einfältig!” sagte Roger; „was hat es denn für Gefahr, einem die Pistole durch den Kopf zu jagen, der nicht auf seiner Huth ist.”

„Immerhin!” sagte ich; „ich will aber mein Geld nicht auf so eine Art gewinnen. Nur der Gedanke eines Mordes macht mich zittern.”

„Daran zweifl’ ich nicht,” sagte Roger wieder; „mir ging es nicht um ein Haar besser; nach und nach wird man aber Herr über sich. Der Hauptmann kam mir Anfangs als ein Erzbösewicht vor; aber bald bewunderte ich seine Art, einen Beleidiger zu verurtheilen. Er untersucht mit der gewissenhaftesten Billigkeit alle Umstände; dann erhohlt er sich in einer Sammlung Rathes, die er selbst aufgesetzt hat, in der alle Arten von möglichen Beleidigungen, nebst dem Rechte der Wiedervergeltung, nach den Grundsätzen der Noth und Ehrenwehre vorkommen. Rodriguez ist ein gewissenhafter Mann, und von dieser Seite muß man es betrachten.

Hätten Sie nur ein Mahl bekommen, was zwey, bis drey Unternehmungen eintragen, so würden Sie gewiß eben so viel Lust dazu haben, als ich. Morgen Abends, zum Beyspiele, hoffen wir jeder dreysig Pistolen. Es hält sich hier in der Stadt ein junger spanischer Edelmann auf, der in die Frau eines reichen Bürgers verliebt ist. Er streift alle Nächte um ihr Haus, und der Mann hat tausend Thaler versprochen. Die eine Hälfte ist voraus bezahlt, und die andere ist uns gewiß, denn Dom Christoval ist zu verliebt, als daß er uns nicht in die Falle gehen sollte.

Ich zitterte bey Christovals Nahmen: es durfte mein alter Herr seyn, dessen Neigung für das Frauenzimmer mir über dieß nicht unbekannt war. Um ihn aus der Gefahr zu reißen, stellt' ich mich an, als ob ich Kundschafter werden wollte. „Sagen Sie mir nur seine Wohnung,” sprach ich zu den Matadori's, und heute Abends sollen Sie gute Nachricht von ihm haben.” Roger war mit mir vollkommen zufrieden, und beschrieb mir Christovals Wohnung. Sie war in einem Wirthshause

nicht weit von dem unsrigen, und ich ging voll Ungeduld, mit dem felten Entschlusse hin, diesem Dom Christoval, wer er auch seyn möchte, von der Gefahr, die ihm bevor stände, Nachricht zu geben. Ich hatte nicht nöthig, mich erst an den Wirth zu wenden; denn die erste Person, die mir aufstiess, war Dom Christoval de Gaviria. Wir erkannten uns; ich küßte ihm die Hand, und er selbst konnte sich nicht enthalten, mich zu umarmen. „Gott sey Dank,“ sagte er, daß ich dich hier wieder finde! Ich reise nun schon funfzehn Monathe auf Befehl meines Oheims, des Bischofs von Salamanka, durch Italien herum. Was bringt aber dich hierher? hält dich eine gute Bedienung fest? Was hast du seit unserer Trennung gethan?“ Ich erzählte ihm alle meine Begebenheiten, und er war recht vergnügt, daß ich mich ihm wieder widmen konnte. „Da du aber bey einem Vicekönige Edelknabe gewesen bist,“ sagte er, „so mache ich dich zu meinem Secretär. Der alte Ordensritter ist todt, und nun soll uns nichts hindern, friedlich mit einander zu leben.“ Ich nahm

den Antrag mit Freuden an, und erkundigte mich nun nach seinen Beschäftigungen in Florenz. Nach drey Worten sprach er schon von der jungen Bürgersfrau. „Schon vierzehn Tage,“ sagte er, „geb’ ich mir alle Mühe, aber umsonst. Indessen ist sie doch nicht undankbar. Ihr Mann, ein alter Seidenhändler, reiset morgen nach Siena, und kommt erst in drey Tagen wieder. Sie hat mich durch einen Bedienten auf diese Nacht bescheiden lassen, und“ —

„Davor hütten Sie sich,“ fiel ich ihm ins Wort, und erzählte ihm nun alles, was ich von den Kundschaftern gehört hatte. „Du hast dich klug bey der Sache benommen,“ sagte er; „es soll mich aber nichts abhalten mich einzufinden. Ich werde drey herzhafte Edelleute aus Spanien, die sich hier im Gasthose aufhalten, mit mir nehmen, und sie werden mir gern helfen, Florenz von diesen Bösewichtern zu säubern.“

Ich stellte Dom Christoval vor, daß es klüger seyn würde, sich vor Anbruche des nächsten Tages aus der Stadt zu be-

geben; das litt aber seine Ehre nicht, und er bestand auf seinem Vorfatze.

IV. KAPITEL.

Erfolg dieser Begebenheit.

Dom Christoval lud nun die drey Spanier ein, und sie fanden sich so bereit, als ob er sie zum Frühstücke geladen hätte. Ich kehrte unterdessen nach meinem Wirthshause zurück, und berichtete Rogern, daß der Edelmann, um den es sich handelte, Dom Christoval de Gaviria hiesse, und in Arragonien große Güter besäße. „Gut,“ antwortete Roger; „morgen wollen wir ihm einen Paß in die andere Welt geben, und weder sein Adel, noch seine Schätze sollen ihn von dieser Reise überheben.“ Die nächste Nacht bewaffneten sich die drey Kundschafter auch jeder mit einem langen Degen, einem Dölch, und einer Pistole. Sie stellten sich bey dem

Haufe der Seidenhändlerinn auf die Lauer, und Christoval ließ sie nicht lange warten. Da sie ihn aber von drey Männern begleitet sahen, erschranken sie, schossen ihre Pistolen in die Luft, und nahmen Reisaus. Die vier Ritter setzten ihnen nach, aber vergebens; denn wenn sie ein Mahl liefen, so konnte sie niemand mehr einholen. Sie kehrten wieder ins Wirthshaus, und wir gingen alle ruhig zu Bette.

Den nächsten Morgen sagte Matadori zu mir: „Herr Gonzalez, darf man fragen, wie viel Ihnen die Warnung, die Sie Christovaln gaben, abgeworfen hat?“ Ich erschrak, wollte läugnen; Roger sagte aber: „Lügen sie nicht noch, nachdem Sie uns schon verrathen haben. Wir sind überzeugt, daß Sie an dem schlechten Erfolge Schuld sind. Ich, meines Theils, verzeih' ihnen diesen Edelknaben streich: aber für meine Begleiter steh' ich nicht. Sie werden gut thun, wenn Sie auf Ihrer Huth sind.“ Ich wollte den Standhaften spielen, und antwortete: „Gut; wenn mich die Herren angreifen, werd' ich mich

wehren." Indessen hatte Roger seinen Zweck schon erreicht , denn ich wußte vor Furcht nicht, wo ich meinen Blick hinwenden sollte. Ich machte mich geschwinde aus dem Gasthose , um bey Dom Christoval zu wohnen. Auch ging ich weder in der Stadt , noch im Bezirke herum spazieren ; kurz ich lebte acht Tage , wie der Dachs im Locke , bis der Bischof von Salamanka seinen Neffen eilig nach Saragossa berief, um ihn mit der einzigen Tochter des Statthalters , des Grafen von Villamadiana , zu vermählen. Dom Christoval eilte denn so geschwinde, als möglich , mit seinem Secretär , seinem Kammerdiener, und einem andern Bedienten nach Livorno.

V. KAPITEL.

Dom Christovals Vermählung, und ihre Folgen.

Zu Livorno erfuhren wir, daß in drey Tagen ein Schiff nach Barcelona gehen sollte. Unsere Reise war ganz glücklich. Wir traten zu Saragossa im ersten Wirthshause ab, weil sich mein Herr seiner Braut und ihrem Vater nicht in Reisekleidern vorstellen wollte. In einer halben Stunde stand ein Bedienter des Bischofs vor uns, der meinem Herrn meldete, daß er ihn auf des Herrn Oheims Befehl von einem Wirthshause zum andern suche; daß der Herr Bischof im Hause des Statthalters wohne; daß man auch dort für ihn Zimmer bereitet habe, und daß er ihn unverzüglich melden werde.

Dieser Bediente war mein alter Mitschüler, Mansano, den ich im bischöflichen Pallaste zu Salamanca gelassen hatte. Wir freuten uns nicht wenig über diese unvermuthete Zusammenkunft; und er

versicherte mich, daß das übrige Hausgeinde keine geringere Freude über meine Ankunft haben würde.

„Mein Freund,“ sagte Dom Christoval hierauf zu Mansano, „ihr habt ohne Zweifel meine Braut gesehen; entspricht ihre Schönheit meinem Eifer, mich mit ihr zu verbinden?“ „Mein Herr,“ antwortete Mansano, „Donna Anna würde durch meine Schilderung nur verlieren. Man muß sie selbst sehen; ich will nur sagen, daß der Herr Oheim unmöglich eine bessere Wahl hätte treffen können.“ „Wohlan,“ erwiederte mein Herr mit Lächeln, „ich verlasse mich auf euren Kennerblick. Meldet eurem Herrn, daß ich ihm in wenigen Augenblicken aufwarten werde. Er kleidete sich auch unverzüglich, und ging zu dem frommen Prälaten, der ihn weinend, und mit offenen Armen empfing. „Mein lieber Dom Christoval,“ sagte er endlich, „fürchten Sie nichts; denn der Graf und ich haben verabredet, daß Ihre Verbindung mit Donna Anna nicht erzwungen seyn soll. Gefällt sie Ihnen, so soll sie in acht Tagen Ihre

Frau seyn; gefällt sie Ihnen nicht, so bin ich weit entfernt, Sie mit einem Zwange zu kränken." Nach diesen Worten führte ihn der Bischof in des Statthalters Zimmer hinüber. Man kann nicht gnädiger empfangen werden, als dieser alte Herr Dom Christoval empfing. Nun gingen sie zur Frau Statthalterinn, wo sie Donna Anna antrafen.

Indessen war alles, was man sprach, nur Höflichkeit; von der Verbindung verlor man nicht ein Wort.

Als der Graf mit seiner Tochter allein zu reden Gelegenheit fand, fragte er sie erst, wie ihr Dom Christoval behagte, und sie antwortete freymüthig, daß sie ihm ohne Murren die Hand zu reichen bereit wäre. Mein Herr war ganz hingerissen, und noch mehr, als er erfuhr, was für einen vortheilhaften Eindruck auch er auf Donna Anna gemacht hätte.

Die Vermählung ging mit der größten Pracht vor sich, und der Statthalter gab einen Ball, bey dem sich der vornehmste Adel aus Arragonien einfand. Mitten unter dem Feste näherte sich Dom Christo-

valn eine Person in französischer Kleidung. Sie drückte ihm die Hand, und sagte ihm ins Ohr: „Stellen Sie sich morgen bey Sonnenaufgang auf dem Wege von Gallego ein. Ich hab' Ihnen Ihrer Vermählung wegen Dank zu sagen, und kann es nur thun, wenn wir allein sind.“ Dom Christoval antwortete an der Stelle: „Sie mögen seyn, wer Sie wollen, so rechnen Sie darauf, daß ich gewiß komme, und vielleicht der Erste an Ort und Stelle bin.“

Mein Herr liefs gegen niemanden etwas merken, und schlich sich bey dem Schlusse des Balls, der bis gegen den Morgen dauerte, aus der Gesellschaft fort, setzte sich zu Pferde, und erreichte die Ebene, die nach Gallego führt, wo der Unbekannte am Eingange des Dorfes auf ihn wartete. Sie bemerkten sich einander zu gleicher Zeit, und gaben den Pferden die Sporne. „Dom Christoval!“ sprach der erste: „sagen Sie mir nun, wer Sie sind, und was wir mit einander auszumachen haben.“ Der Unbekannte antwortete: „Ich heisse Dom Melchior de

Rida , und bin einer von denen , die Ihnen Donna Anna's Vater aufgeopfert hat. Da ich nicht in ihrem Besitze seyn konnte, soll es auch kein anderer seyn." Mit diesen Worten stieg er ab, und band sein Pferd an einen Baum. Mein Herr that dasselbe, und das Gefecht begann. Sie fochten länger, als eine Viertelstunde, bis mein Herr seinem Gegner einen entscheidenden Stoß beybrachte, von dem er todt zu Boden fiel.

Dom Christoval kehrte nach des Statthalters Hause zurück, und erzählte seinem Schwiegervater und seinem Oheime, was vorgefallen war, und diese fanden nöthig, daß er sich in einer Freystätte verbarg, zu der man das Schloß Rodenas, welches dem Bischofe von Albarazin gehörte, vorschlug. Wir machten uns sogleich fertig, reisten ab, und blieben diese Nacht in der Stadt Daroca.

VI. KAPITEL.

Fortsetzung,

Den folgenden Tag erfuhren wir zu Villafraanca , daß wir nur mehr eine kleine Meile nach Rodenas hätten, und daß sich der Bischof eben dort befände. Mein Herr schickte mich sogleich an ihn ab, und er nahm mich sehr verbindlich auf. Ich flog wieder zu meinem Herrn, und mit ihm nach Rodenas zurück. Wir wurden fürstlich bewirthet. Nach zwey Tagen sagte Dom Christoval zu mir: „Gonzalez, wir müssen meinem Schwiegervater zu wissen machen, wie es uns geht; trachte denn, so eilig, als möglich, nach Saragossa zu kommen, und meine besorgte Braut zufrieden zu stellen. Ich reiste sogleich ab, und kam bis an die Quellen der Guerva. Hier verirrt' ich mich, und stand nach einigen Stunden vor einer Art von Einsiedeley. Unter der Thür saß ein alter Mann in einem langen Rocke von

grobem Tuche; sein grauer Bart hing bis über die Brust hinunter, und in der Hand hatte er einen Rosenkranz. Ich fragt' ihn, ob nicht ein Wirthshaus in der Nähe wäre, und er antwortete mir, daß ich zwey Meilen von Belchite, und drey Meilen von Romana wäre, und kein Nachtlager finden würde: wollt' ich aber bey ihm bleiben, so bieth' er mir seine Zelle von ganzem Herzen an. Ich war einen Augenblick unschlüßig; der gute Einsiedler nahm es wahr, und sagte lächelnd: „Lieber Herr, stutz' er nicht über mein Kleid; es wird doch zuweilen von ehrlichen Leuten getragen.“ Diese Worte vertrieben meine Furcht, und wir gingen in einen niedern Saal, in dem rund herum Bänke standen. An den Wänden waren verschiedene heilige Bilder, und in einer kleinen Nebenkammer waren zwey schlechte Betten. Wir besahen so fort die Kapelle und den Garten, und er begleitete alles mit einer begeisterten Beschreibung von der Glückseligkeit seines Standes, und den Freuden der Einsamkeit. Er merkte wohl, daß ich nicht völlig so gestimmt sey, als er; er war

aber zu bescheiden, als daß er mir seinen Geschmack hätte aufdringen wollen. Wir setzten uns zu Tische, und verschiedene Früchte auf zwey irdenen Tellern, nebst einem großen Krüge Wasser, waren unsere Mahlzeit. Nach Tische äußerte ich ein Verlangen, seine Geschichte zu hören, und er war sehr bereit, mir zu willfahren. Er begann.

VII. KAPITEL.

Die Geschichte des Einsiedlers.

„Ich bin von Pampellona geboren; mein Vater, Dom Franz von Peralta, schickte mich nach Italien in Kriegsdienste, so bald ich Waffen tragen konnte. Hierauf ging ich nach Flandern, und, nach geendigtem Kriege, in mein Vaterland zurück. Da war ich ohne Beschäftigung: ich jagte, spielte, ritt, ging mit Frauenzimmern um; das war alles. Nun stellte man zu

Pampellona bey der Geburtsfeyer eines königlichen Prinzen Kampfspiele an. Aus allen Gegenden Spaniens strömten die Zuschauer herbey. Unter andern kam aus Burgos Dom Caspar de Honis, mit seiner Tochter Donna Inez. Er nahm bey seiner Schwester, Donna Juanna Ximenes, einer reichen Wittwe, Wohnung. Meine Schwester, Leonore, war mit dieser Wittwe vertraut, und machte so auch bald mit Donna Inez Bekanntschaft. Sie redete mir beständig von der schönen Castillanerin vor, und ich bekam noch keine Lust, sie zu sehen. Der Tag des Kampfes erschien; ich stand am Eingange der Bahn, und wartete, mit der Lanze in der Ruhe, auf den Anfang; da warf ich meine Augen auf einen Erker, wo meine Schwester war. Sie sprach mit einer jungen Person, die mir ungemein auffiel. „Das ist Inez,“ dacht' ich; mir flog zugleich der Gedanke durch den Kopf, daß ich sie vielleicht einst lieben dürfte, und beschloß, mich ihr im Kampfe rühmlich zu zeigen. Alles klatschte mir zu, Donna Inez selbst. Nach dem Kampfe fragt' ich meine Schwester, wer

die junge Dame wäre, und meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht. Meine Schwester bemerkte meine Unruhe, und sprach mir Muth ein. Es kam bald so weit, daß sie es über sich nahm, einen Brief zu bestellen, in dem ich mich dem Fräulein ausdrücklich erklärte. Der Brief ward bestellt, und Leonore brachte mir die Nachricht, daß mir Inez erlaubte, um sie zu werben, wenn ihr Vater von Biskaja zurück kehren würde; unterdessen verbitte sie sich jede auffallende Liebesbezeugung. So traurig dieses Verboth war, mußt' ich mich doch fügen. Zwey Monathe stand ich mit ihr in einem geheimen Briefwechsel, und durfte sie auch manchemahl des Nachts an einem kleinen Gitterfenster, welches in ein Gässchen hinter dem Hause ihrer Base ging, sprechen.

Dom Caspar kam von Biskaja zurück, und beschloß mit seiner Tochter nach Burgos zurück zu kehren. Donna Juanna wollt' es zum Glücke nicht zulassen, und Dom Caspar wagte es nicht, seiner reichen Schwester, der Erbschaft wegen, zu widersprechen.

Eines Tages, da Leonore eben bey Juanna war, brachte ein reitender Bothe meiner Geliebten einen Brief. Diese ging damit ans Fenster, und meine Schwester bemerkte, indem sie las, ein frohes Wesen an ihr. Auch nahm sie wahr, daß Inez ein Kammermädchen rief, ihm einige Worte ins Ohr sagte, und daß ihr das Mädchen halb laut rieth, ihrer Neigung zu folgen.

Ich und meine Schwester gingen über diese Worte zu Rathe, und vermutheten einstimmig einen Nebenbuhler. Wir bestachen das Kammermädchen, und erfuhren denn, daß Inez von Dom Martin de Trevigno, einem der reichsten Edelleute in Biskaja, geliebt würde, und daß sie sich einander oft schrieben. Sie versprach uns sogar, daß wir die Antwort sehen sollten, die sie dem Bothen zu bringen hätte. Sie lautete beyläufig so:

„Es ist mir lieb, daß Sie den Jakobsorden endlich erhalten haben, um dessen willen ich Sie, den ich allein liebe, so lang' entbehren mußte. Ich freue mich über Ihre Zurückkunft gewiß recht sehr, unter-
sage Ihnen aber aus guten Gründen, nach

Pampelona zu kommen. Gehen Sie nach Burgos, und trachten Sie, meinen Vater zu überreden, daß er mich zu sich zurück nimmt."

„Donna Inez."

Ich ward beynahe rasend über diesen Brief; meine Schwester hatte Mühe, mich in Fassung zu erhalten. Wir beschloßen, uns zu verstellen, und abzuwarten, wie die Sache zum Bruche kommen würde. Ich schrieb ihr zärtlich, wie zuvor, und sie schrieb zärtlicher, als ich.

Nun war Dom Caspar angekommen; er suchte seine Schwester zu bewegen, daß sie ihm seine Tochter nach Burgos mit sich gäbe; sie war aber durchaus nicht zu überreden, und brachte es so weit, daß Caspar selbst zu Pampelona zu wohnen beschloß.

Nun kam auch Dom Martin von Trevigno mit einem stattlichen Gefolg' an. Ich sah ihn das erste Mahl in einer Kirche, wo Inez Messe hörte. Ich vermutete sogleich, daß er mein Nebenbuhler seyn dürfte, und er liels mich auch nicht lange in Zweifel. Als sie aus der Kirche

(Gonzalez, I. Th.)

O

ging, begleitete er sie bis in ihrer Base Haus, und ging mit ihm hinein, als hätt' er schon Dom Caspars feyerliches Wort.

Ich eilte voll Gram nach Hause, und erhielt des Abends von Inez ein Briefchen, in dem sie mir sagte, daß mir ein Herr, den ich vielleicht in der Kirche gesehen haben dürfte, keine Unruhe machen solle; sie sey gezwungen, seine Höflichkeit zu erwiedern, aber gewiß mit nichts, als mit Höflichkeit. Dieser Brief brachte mich vollends auf; ich beschloß, mich zu rächen, verkleidete mich dieselbe Nacht, und stellte mich um Inez Haus auf die Wache. Ich war kaum an die Thür gekommen, als sich mir ein Bedienter näherte, der mich fragte, ob ich Dom Martin wäre. „Ja,“ sagte ich, und der Bediente überreichte mir ein Papier, mit dem Auftrage seiner Herrschaft, mich nach dem Inhalte zu benehmen. Ich gab ihm eine doppelte Pistole, flog nach Hause, brach den Brief auf, und las: „Ja, Dom Martin, ich will Wort halten. Morgen um Mitternacht bin ich an der kleinen Gartenthür.“

Ich war, wie von Sinnen, und konnte die Stunde nicht erwarten. Als sie erschienen war, ging ich an die Gartenthür, und einige Augenblicke nach mir kam Dom Martin. Er wollte in den Garten treten; ich näherte mich ihm aber, und sagte: „Dom Martin, lernen Sie Dom Felix von Peralka kennen, der Ihr Vergnügen zu stören kommt. Donna Inez hat uns beyde schändlich betrogen. In ihrer Abwesenheit hat sie mir Gehör gegeben; hundert Briefe von ihrer Hand beweisen es. Ich will den Schimpf dadurch rächen, daß ich ihr die heutige Unterredung mit Ihnen raube.“

Der Biskayer stutzte. „Dom Felix,“ sagte er, „ich liebe das Fräulein beynahe schon sechs Jahre, und sie mich. Hat sie sich auf Ihre Kosten lustig gemacht, so hat sie sehr unrecht gethan. Daß sie Ihnen aber schrieb, daran zweifel’ ich. Die Herren aus Navarra pflegen sich zu rühmen, und kennen oft die Donna, mit deren Gunst sie sich brüsten, nicht einmal.“

„Herr,“ erwiederte ich, „dieser Zweifel

an meiner Wahrhaftigkeit ist beleidigend.“ Wir zogen die Degen, und stritten herzlich; der meinige drang ihm tief in die Kehle. Ich ließ ihn liegen, und ging in den Garten, dessen Thür nur zugelehnt war. Da ging Inez mit dem Kammermädchen spazieren. Ich trat vor sie hin, und sagte: „Treulose, er liegt vor der Thür im Blute; das ist Ihr Lohn.“ Sie fiel in Ohnmacht; ich eilte nach Hause, und weckte meinen Vater, um ihm den Fall zu erzählen. Er war äusserst bestürzt, und es blieb nichts übrig, als meine Flucht. Ich ging zu Barcelona zu Schiffe, fuhr nach Genua, und von dort nach Mayland. Mein Vater schrieb mir, daß sich Inez in ein Kloster begeben, und daß ein Bruder des Verstorbenen abgereist sey, um mich überall aufzufuchen. Das bestimmte mich, meinen Namen zu verschweigen.

Ich ging nach Parma, und verließ eines Tages in tiefen Gedanken den Weg. Ich folgte einem Fußsteige, der mich in ein dichtes Gebüsch führte. Die Nacht brach ein, und ich mußte mich entschliessen, sie hier zuzubringen. Ich stieg

ab, liefs mein Pferd grasen, und legte mich nieder.

Ich wollte schon einschlummern, als ich ein klägliches Geschrey hörte. Ich sprang auf, und näherte mich dem Orte, von dem es zu kommen schien, und nahm bey dem schwachen Mondenlicht' ein Gebäude wahr, das einer verfallenen Kapelle ähnlich sah. Je näher ich kam, desto deutlicher hört' ich das Geräusch. Endlich unterschied ich eine weibliche Stimme. Ich trat nicht ohne einen leichten Schauder in dieses Gemäuer, und ging mit bloßem Degen unter den Trümmern fort. Nun stand ich an einer Art von Grabe, aus dem ich seufzen und schluchzen hörte.

Mir standen die Haare zu Berge, und ich meinte, es sey eine abgeschiedene Seele in der Qual. Ich faßte mich, und sagte: Unsterblicher Geist, der du eben jetzt vielleicht für deine Sünden büssest, sage mir, ob ich dir helfen kann." „Verräther," antwortete die Stimme, „willst du noch meiner spotten? Ist es dir nicht genug, daß ich in diesem schrecklichen Grab'

eines langsamen Todes sterbe?" Nun sah ich erst, daß ich mit einem Menschen spräche, und antwortete: „Wer Sie auch seyn mögen, so bin ich doch nicht der Urheber Ihres Unglücks. Ich bin ein Reisender, der sich verirrt hat, und der sich durch das Gewinsel aus dieser Gruft verleiten ließ, Sie für einen Geist zu halten. Kommen Sie hervor! mein Pferd grafet vor den Ruinen. Ich will Sie bringen, wohin Sie es verlangen. „Ich kann nicht heraus,“ antwortete das Frauenzimmer; „ich bin mit Stricken gebunden.“ Ich näherte mich sogleich, und fand wirklich ein Frauenzimmer, das an Händen und Füßen geknebelt war. Ihr Leib war fest an die Leiche einer Mannsperson gebunden. Ich schauderte zurück. „Edelmüthiger Unbekannter,“ sagte sie; „scheiden Sie das Leben von dem Tode; zerstören Sie das Werk eines eifersüchtigen Wütherichs!“

Ich sprang hinzu, zerriß die Knoten, führte sie hinaus, und setzte sie vor mir aufs Pferd. Wir kamen bald nach Betola, „Nun erkenn' ich mich,“ sagte sie; „der

Ort, wohin ich will, ist nur zwey Meilen von diesem Dorfe. Dorthin reiten wir," sagte sie, indem sie auf einen wenig betretenen Weg wies; „dort werden wir in einer Stunde meine lieben Ältern finden." Nun brach sie wieder in Thränen aus, und konnte nicht weiter reden. Wir kamen auch bald zu einer Meyerey, an deren Thür ein alter Mann und eine alte Frau standen. Es waren die Ältern der Unglücklichen, die sie allobald erkannten. „Gerechter Himmel," rief der Vater; „sie ist es!" „Wo ist dein Mann?" schrie die Mutter. Lucretia, so hieß die Unbekannte, sank ihren Ältern in die Arme. Alle schwiegen, und ich erzählte den Ältern, in was für einem Zustand ich ihre Tochter gefunden hätte. Endlich erlangte sie den Gebrauch der Sprache wieder, und erzählte uns, daß Aurelio, ihr Mann, aus einer ihr unbekannten Ursache den Verdacht gefaßt habe, daß sie einen seiner Bedienten liebe. Diesen hab' er ermordet, sie an die Leiche gebunden, und an den gräßlichen Ort geschleppt, wo ich sie fand. Sie schwor dabey, daß

sie unschuldig sey, und die Ältern machten sich Vorwürfe, daß sie ihr Kind einem solchen Unmenschen überlassen hätten. Sie dankten mir hierauf für den Beystand, und wollten, daß ich mich länger bey ihnen aufhielte. Ich blieb aber nur einen Tag, und begab mich nach Parma.

Ich war erst drey Tage dort, als ich nach dem Abendessen durch die Stadt spazieren ging. Es war schon elf Uhr, und mir war nichts aufgefallen. Nach Mitternacht hört' ich von allen Seiten Singstimmen und Instrumente. Ich schlug eine Seitengasse ein, und hörte ein Stück, das mir nach spanischem Geschmacke gesetzt schien. Mit einem Mahle schwieg die Musik; ich hörte Degen klirren, und im Augenblicke sah ich einem Menschen, der immer zurück wich, und sich wider drey Angreifer vertheidigte. Als ich dieses ungleiche Gefecht sah, zog ich meinen Degen, und schlug mich auf die Seite des Schwächeren. Wir brachten sie nun bald zum Weichen, und der Befreyte sagte mir in castilischer Sprache tausend Dank. Er sagte mir, daß er aus Biskaja sey, und

Dom Gregorio von Trevigno heiße. Er fragte mich nach meinem Nahmen, und ich antwortete ihm ohne Anstand, daß ich Dom Felix von Peralta sey. „Der Beystand,“ setzt’ ich hinzu, „den ich Ihnen geleistet habe, ist eine Falle, die Ihnen das Glück gestellt hat, mich Ihrer Rache zu entziehen. Achten Sie aber nicht auf einen Dienst, den ich jedem erzeigt haben würde. Rächen Sie Ihren Bruder!“

„Würden Sie es wohl an meiner Stelle thun?“ sagte Gregorio. „Sie setzen mich in Verlegenheit,“ antwortete ich ihm; „indessen glaube ich, ich würd’ es nicht thun.“

„So denken Sie denn,“ erwiederte er, „daß ich weniger edel handeln werde? Ich will mehr thun; ich ersuche Sie um Ihre Freundschaft.“ Wir wurden auch von demselben Augenblicke warme Freunde. Den folgenden Tag both mir Gregorio an, mich bey einem Herrn am Hofe, mit dem er sehr wohl stände, einzuführen. Graf Guadagni, so hieß der Liebling des Herzogs, fand unsere Begebenheit so wichtig, daß er dem Herzoge davon sagte, und dieser mich zu sprechen verlangte.

Ich gefiel ihm, und ward Lieutenant bey der Leibwache. In zwey Jahren starb Guadagni, und mein Herr hatte mich so lieb gewonnen, daß ich die Stelle des Verstorbenen erhielt. Der Neid schmiedete tausend Anschläge wider mich, aber vergebens; denn ich besaß ein unumschränktes Vertrauen.

Endlich stand ein Feind wider mich auf, dem ich unterlag. Die Marquisinn Origo, die Gemahlinn des Oberstallmeisters, ein artiges und listiges Weib, war es. Den Fürsten hatte sie bald gewonnen, und nun trachtete sie, ihn von mir zu entfernen. Ich suchte dasselbe zu bewirken. Ich ließ alle ihre Schritte beobachten, und war endlich so glücklich, ein Liebesverständnis zwischen ihr und dem Schauspieler Octavio zu entdecken, den sie nicht nur fast alle Tage zu sich kommen ließ, sondern zu dem sie auch öfters in einer Miethkutsche verhummt zu fahren pflegte. Ich ließ den Schauspieler zum Abendessen laden, und entdeckte ihm an Ende der Mahlzeit, daß ich ihm die verdrießliche Zeitung zu bringen hätte, daß der Herzog

um sein Verständniß mit der Marquisinn wisse. Er erschrak , und ich fuhr fort: „Sie wissen , daß ich Ihr guter Freund bin ; was meinen Sie wohl , was ich an Ihrer Stelle thun würde? Ich würde mich dem Herzoge zu Füßen , und entdeckte ihm alles. Ein aufrichtiges Bekenntniß vermag viel über ihn ; und ich erbieth mich , selbst für Sie zu sprechen.“ Octavio war zu klug , als daß er meinen Plan nicht hätte durchblicken sollen. Er läugnete alles mit einer unüberwindlichen Hartnäckigkeit.

Den nächsten Morgen meldete mir einer meiner Kundschafter , daß sich die Marquisinn eben wieder bey dem Schauspieler befände. Ich zog mich schnell an , und verbarg mich mit dem Kundschafter nicht weit von Octavio's Wohnung. Wir sahen sie bald , und ich erkannte sie ungeachtet der Verkleidung. Um aber noch gewisser zu seyn , hob ich den Schleyer auf , und sie that einen Schrey. Ich entschuldigte mich damit , daß ich sie für eine andere Person gehalten hätte ; sie antwortete aber kein Wort , sprang in die Kutsche , und war verschwunden.

Ich lief triumphirend nach dem Pallaste, um dem Herzoge alles zu erzählen, was ich gesehen hatte: er war aber ausgefahren, und kam erst nach zwey Stunden zurück. Als er kam, bemerkte er einige Wallung in meinem Gesichte, und fragte mich, was mir fehle. Ich erzählte ihm die Geschichte. Er warf einen zornigen Blick auf mich, und schrie: „Welche Verleumdung! Die Marquisinn ist krank; ich komm' eben von ihr. Man hat ihr drey Teller Blut abgezapft, die noch auf ihrem Zimmer stehen. Was würden Sie sagen, wenn ich sie Ihnen zeigte?“

„Dass es nicht ihr Blut ist,“ antwortete ich. Er ging fort, ohne ein Wort mehr zu sprechen, und ich trug sogleich meinen Kundschaftern auf, den Wundarzt der Marquisinn auszuforschen; und zu mir zu führen. Sie brachten ihn, und ich sagte ihm: „Der Herzog befiehlt Ihnen bey Strafe des ewigen Gefängnisses, mir zu sagen, ob Sie der Marquisinn Origo heute zur Ader gelassen.“ Er ward blaß, und antwortete, daß man ihn zur Marquisinn geholt; daß er dem Kammermädchen drey

Teller Blut abgezapft, und sich dann wegbegeben habe.

Auf diesen Bericht versicherte ich den Herzog noch ein Mahl, daß das Blut nicht aus den Adern seiner Geliebten sey. „So will ich den Arm sehen,“ erwiederte er. „Ich kann es nimmermehr glauben. Find’ ich aber einen Lanzettenstich, dann seyn Sie versichert, daß ich die Marquissinn rächen werde.“

Er begab sich des Abends wieder zu ihr, und als ich den folgenden Morgen zu ihm kam, empfing er mich ganz kalt-sinnig. „Peralta,“ sagte er, „die Marquissinn hat zur Ader gelassen.“ Ich erschrak.

„Es ist gewiß,“ fuhr er fort; „ich habe den Verband selbst abgenommen, und den Stich gesehen. Über dieß wünsch’ ich, daß Sie mich nimmer auf eine ähnliche Art stören. Ich will lieber von einer Geliebten betrogen werden, als ihre Treue einer Schildwache zu danken haben.“ Ich konnte nun nichts vermuthen, als daß mich der Wundarzt belogen, oder daß sich die Marquissinn von einem andern habe die Ader öffnen lassen. Der Herzog erklärte

sich mein Stillschweigen anders, wendete mir den Rücken zu, und liefs mir durch den Hauptmann der Leibwache sagen, dafs ich den Hof meiden sollte. Ich muste mich, ungeachtet meiner Erbitterung, in mein Unglück fügen, und eilte über Genua nach Alikante, kaufte ein Pferd, und reiste nach Pampellona zurück.

Eines Abends kam ich bey dieser Einsiedeley an, und begehrte ein Nachtlager, weil ich mich verirrt hatte. Ein Greis von achtzig Jahren nahm mich auf, und bewirthete mich so, wie ich Sie. Ich bath ihn, bey ihm bleiben zu dürfen, und beschäftige mich seither einzig und allein mit meinem Heile. Das Vergnügen, meinen Vater und meine Schwester wieder zu sehen, war das erste Opfer, das ich Gott brachte. Zwanzig Jahre hab' ich mit dem guten Einsiedler hier verlebt, und zehn Jahre sind es, dafs er todt ist.

Hier schlofs der Einsiedler seine Erzählung, für die ich ihm dankte. Wir begaben uns zur Ruhe, und den folgenden Tag stand ich mit der Dämmerung auf, nahm von meinem Wirth' Abschied, und eilte

nach Saragossa. Ich fand den Herrn Statthalter, und seine Tochter in einem Saale, wo sie sich mit dem Bischofe von Salamanka unterredeten. Ich übergab meine Papiere, und mußte alles bis aufs kleinste erzählen. Auch erfuhr ich, daß die Anverwandten des Dom Melchior zur Beylegung der Sache geneigt seyen. Mit diesen guten Nachrichten flog ich wieder nach Rodenas zurück, und brachte meinen Dom Christoval wohl behalten in den Schooß seiner Familie zurück. Wir begaben uns alle nach Salamanka, und nahmen unsere Wohnung im bischöflichen Pallaste ein.

Ende des ersten Theils.



L. A.

Lesage



Le Sage, Alain René,

Geschichte des Estevanille Gonzalez mit dem Zunahmen des Lustigen

Bd.: 1. (1791). - 223 S. : Ill.

Wien 1791

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 2894 -1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11257733-1

VD18 80082718-001